

Zweiter Abschnitt.

**Die linksrheinische Seiden- und Sammet-
Industrie.**

Die thüringische Seiden- und Sammet-
Industrie.

Zweiter Abschnitt.

Die Seiden- und Sammet-Industrie.

Im Jahre 1871.

Die Seiden- und Sammet-Industrie in Thüringen hat in den letzten Jahren einen rapiden Aufschwung genommen. Die Zahl der Webstühle ist von etwa 1000 im Jahre 1871 auf über 10000 im Jahre 1880 gestiegen. Die Produktion hat sich von 10 Millionen auf über 100 Millionen Mark erhöht. Die wichtigsten Seiden- und Sammet-Industriestädte sind Weimar, Jena, Arnstadt, Mühlhausen, Suhl und Ilmenau. Die Seiden- und Sammet-Industrie ist ein wichtiger Zweig der Thüringischen Industrie geworden.

I. Das Monopol und die Entstehung einer Kaufmannschaft.

Die alte Reichs- und Kaiserstadt Aachen ist ein Ort der grellen Kontraste und des socialen Elends; darum fort aus ihren engen alten Häusern und dampfenden Fabriken, hinaus durch die ewigen Nebel, mit denen, alles Leben ertödtend, die Stolberger Zinkhütte uns zurückscheuchen will, auf die weiten Fluren des Jülicher-, Clever- und Gelder-Landes! Hier raucht kein anderer Schlot als der des heimatlichen Heerdes; hier ruft die Glocke die Bewohner nie zu anderem Zwecke als zum Gebet; hier haust auch der gemeine Mann auf angesessenem Erbe, nennt die Wohnung noch sein eigen und bringt das Leben in gesunder Arbeit auf den väterlichen Aeckern und Wiesen hin; hier — vielleicht — findet das Elend keine Stätte, giebt es kein Proletariat, und diese fruchtbaren Gefilde bleiben von den Erdbeben der Industrie verschont.

Doch nur gemacht, auch hierhin ist die Industrie gedrungen mit ihren Segnungen, aber auch mit ihrer Qual. Obwohl äusserlich unbemerkbar, paart sich dem Ackerbau ein ganz bedeutendes Gewerbe. Von welcher Seite wir uns auch seinem Centrum, Crefeld, nahen mögen, schon in weiter Ferne, vor allem bei Viersen, Dülken, Süchtelen, Grefrath, Kempen, St.-Tönis, Vorst, Anrath, Hüls hält kein Zug, ohne dass nicht Dutzende von Männern, mit den Kettstöcken auf dem Rücken und den Beuteln mit Einschussbobinen zur Seite, hinauspringen und den Städtchen und sauberen Dörfern zuschreiten. Folgen wir ihnen durch die grünen Hecken und horchen hinauf zu den zweistöckigen, rothgedeckten Häuschen, so schallen uns fast allenthalben der Schlag der Lade, das Schnurren des Haspels oder der laute Tritt der Jacquardmaschine entgegen. Verwundert hält der Bauer mit verschossenem Sammetkittel im Pflügen inne, die dem Spulrad entsprungenen Kinder bringen das Geklapper ihrer Holzschuhe auf einen Augenblick zur

Ruhe und die hohen blauäugigen Frauen, die verdeckten Körbe mit den Bobinen auf dem blonden Haupte tragend, bewillkommen den Fremdling mit freundlichem Gruss. Und gelangen wir gar nach Crefeld selbst, so verräth uns die Erscheinung jedes Arbeiters, jedes Gespräch und in der Mussezeit auf den Strassen nicht am Wenigsten die Färbergesellen, nach ihren Händen die Schwarzen, die Rothen und die Blauen genannt, dass in diesem Mittelpunkte die Spinne hängt, welche ihre seidenen Fäden von der Maas bis zur Mosel und über den Rhein hin aussendet und alle Ortschaften auf den Bergen wie in der Ebene in ihr je näher liegendes, desto enger geflochtenes Netz einbezogen hat.

Vor zwei Jahrhunderten stand kein Seidenwebstuhl in der Gegend. Die Leinweberei, längst zurückgedrängt aus ihren anderen Sitzen, gewährte in Crefeld wie im rheinischen Tieflande ihren Dienern nur ein kärgliches Auskommen; der Verlust des Absatzes in England in Folge der Konkurrenz Irlands, verbunden mit der Entwicklung der Seidenweberei, griffen ihre Existenz in den Grundvesten an. Die Leinweber verschwinden in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts: die einen flüchten sich in Gegenden mit billigeren Lebensanforderungen wie Viersen und Jülich; andere bleiben in der Stadt, verbrennen ihren Stuhl, sie strecken die Waffen und geben sich an's Seidenweben; die dritten, trotzige und unvernünftige Gesellen, setzen den Kampf gegen des Lebens Noth mit dem Leinwebstuhl fort, ihr Tumult im Juni 1741 ist das letzte Aufflackern vor ganzlichem Erlöschen, sie sterben, die veralteten Waffen in der Hand.

Die Leinweberei war das Einzige, woran die neue Industrie anknüpfen konnte; doch war die Technik, namentlich beim Sammetweben, eine wesentlich andere und weder der Lein- noch der Tuchstuhl waren zum Seidenweben zu gebrauchen; im Grunde brachte der Leinweber nur die Gewohnheit des Stillesitzens mit. Sonst fehlte Alles. Der Rohstoff wie die Technik entstammten fremden Ländern, die Färberei und Appretur befanden sich in fernen Städten, vor Allem fehlte es an Kapital, um das Unternehmen zu beginnen, die Werkzeuge zu beschaffen, die Arbeiter auch in schlechten Jahren zu bezahlen. Um so höher ist das volkswirtschaftliche Verdienst derjenigen Familie, welche mit einer in hundert Jahren nicht ermüdenden Thatkraft jene Industrie in's Leben gerufen und entwickelt hat, welche heute eine Zierde Rheinlands ist, Deutschland durch seinen Fleiss versorgt, beide Hemisphären sich tributär gemacht hat und auf dem Weltmarkt einen geachteten Namen führt.

Heinrich von der Leyen, ein holländischer Mennonit, er-

warb im Jahre 1668 das Bürgerrecht in Crefeld.¹⁾ Er war ein Kaufmann, welcher neben Leinen, Nürnberger Tand, Hanf und Aehnlichem auch Rohseide führte, welche er in Köln färben liess, und Näh- und Stickseide, welche er aus Holland bezog; und zwar war es zum grössten Theile nur ein Kommissionsgeschäft für Crefelder, Amsterdamer und andere Häuser, welches er betrieb. Daneben wurden schon in den 1670er Jahren Gallons, ein Jahrzehnt später auch Sammetbänder gewebt; einer der Söhne legte eine Seidenzwirnerie, ein anderes Brüderpaar eine Sammetfabrik an, welche mit dem älteren Seidenstoffgeschäft verschmolzen wurde. So wuchs die Kapitalmacht heran, welche zu einer weiteren Ausdehnung der Industrie nöthig war. Vor Allem galt es, die ausserhalb gelegenen Hülfgewerbe auch in Crefeld zu etabliren. Die im Jahre 1724 gegründete Färberei vermochte zwar noch nicht alle Farben herzustellen, doch selbst sie wurde bald zu eng und aus der Stadt, wo das Grundwasser fünf Meter tief liegt, in das nahe Alt-Leyenthal verlegt, wo das Wasser offen in Gräben zu Tage tritt, in denen die Färber nach Erinnerung alter Leute im Sommer und Winter die Seidenstränge gespült haben. Die Industrie nahm um diese Zeit einen solchen Aufschwung, dass die Regierung der Stadt Crefeld, wenn sie noch zwanzig Jahre in solchem Flor bliebe, die Prognose stellte, dass sie „ein so grosses Renommé von Handel und Kaufmannschaft haben würde, wie die allerberühmtesten Kauf- und Handelsstädte in ganz Deutschland.“²⁾

Die vorbereitenden Arbeiten wie Winden und Ketterscheren fanden im Fabrikgebäude statt; als der Umfang der Geschäfte anwuchs, genügte aber der Raum für das Winden nicht mehr, und es wurde in die Wohnungen der Arbeiter verlegt. Die Hauptarbeit, das Weben, war von Anfang an häusliche Beschäftigung; die Firma stellte bei eintretendem Bedürfniss einen Webstuhl neu in der Wohnung des Meisters auf, ihm wurden dann Gesellen zugetheilt, für deren Beaufsichtigung er einen Antheil am Weblohn erhielt. Bei günstiger Konjunktur wurden einige Gesellen zu Meistern, Lehrlinge zu Gesellen erhoben, neue Lehrlinge herangezogen; bei schlechtem Geschäftsgange wurde der fünfte, vierte, dritte Stuhl bei den grösseren Meistern stillgesetzt und ihnen die Arbeitszeit bestimmt; eine Kontrolle war in dem Städtchen (von 866 Einwohnern im Jahre 1722 und 5928 in 1787) leicht auszuüben. Entlassen oder gar

¹⁾ Keussen: Geschichte der Stadt Crefeld (1865), mit einer vortrefflichen Gewerbegeschichte auf S. 455—503 nach den Geschäftsbüchern der Familie von der Leyen.

²⁾ Düsseldorfer Staatsarchiv: Acta betreffend das Fürstenthum Mörs, No. 123. Ueber die Beschaffenheit desselben 1725.

zu sehr im Verdienst reducirt durfte kein Meister werden, denn die aufstrebenden Konkurrenten jenseit des Rheins gaben sich alle Mühe, die tüchtigen Arbeiter zu „verführen“ oder sie doch zum Verrath der Fabrikgeheimnisse zu bewegen. Es wurde daher viel auf Lager gearbeitet, was bei den Artikeln mit stabilem Absatz wohl möglich war, und dadurch den Arbeitern eine verhältnissmässig gesicherte Existenz bereitet, welche die der früheren Leinweber vortheilhaft übertraf. In Nothzeiten thaten die Kaufleute wohl auch einen tiefen Griff in die eigne Tasche, lediglich um ihre kostbaren Arbeiter nicht einzubüssen. So wurden z. B. im Jahre 1787, wo durch Steigen der Rohseidenpreise um 50 Procent eine Stockung der Fabrik herbeigeführt wurde, die Arbeiter mit wohlfeilem Brot versehen und auch mit Geld für die nöthigen Lebensmittel beschenkt.

Obwohl vollkommen abhängig, fremde Stoffe auf fremdem Geräth verarbeitend, hatten die hausindustriellen Lohnweber doch wenig von den Konjunktoren zu leiden; vielmehr der capitalmächtige Fabrikant war es, auf den alle Wechsel der Nachfrage fielen. Bei solcher Ungunst der Arbeiterverhältnisse, denen sich Schwierigkeiten beim Absatz hinzugesellten, strebte er wenigstens die Productionsbedingungen vortheilhaft zu gestalten. Es gelang im Jahre 1750 im rheinpreussischen Gebiet die Befreiung der Rohseide von allen Zöllen, Licenten und Accisen zu erwirken; geschickte Arbeiter aus Frankreich und Italien wurden verschrieben, und als einmal Andreae in Mülheim a/R. einen solchen auffing und zurückhielt, wandte sich von der Leyen schleunigst an Friedrich d. Gr., welcher die kategorische Epistel verfasste: wofern die Mülheimer den Kerl nicht freilassen, sollen meine Soldaten ihn holen. Auch Maschinen liessen die von der Leyen sich aus Holland und Frankreich kommen und bezahlten das Geheimniss der sog. Soesjes sehr hoch.

Die Kardinalfrage blieb jedoch, zum Schutze gegen die Schwankungen der Nachfrage und gegen die in den Jahren 1750 und 51 entstandene Konkurrenz von Lingen & Co. und Preyers & Co. den Verkaufspreis der Waaren auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Die von der Leyen gingen geschickt zu Werke. Die Zeit der Fremdherrschaft benutzend, verschafften sie sich am 9. Dec. 1759 ein Monopol auch auf Band- und Zwirnmühlen, während sie auf Seidenschnupftücher schon früher ein Patent erhalten hatten. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wandten sich die Konkurrenten mit Beschwerden an den grossen König und vertraten das Freihandelsprincip: durch viele Fabriken vermehre sich die Aemulation und die Güte der Arbeit, das Land werde peuplirt, Accisen und Zölle vermehrt. Indess die von der Leyen bestanden auf ihrem Schein und wirksamer noch waren die ersten Proben neu erfundener

Stoffe, die Kapweine, ein Schlafrock und andere Geschenke, welche an die Kabinetsräthe, Minister und den König selbst gingen, welcher in der Folge die Firma zum Hoflieferanten erhob, seit jener Zeit bei ihr Bestellungen machte und von Zeit zu Zeit sich Berichte über den Stand der Crefelder Industrie erstatten liess. Die Konkurrenten waren nun gezwungen, sich auf andere Geschäftszweige zu legen und sie zu grosser Vollendung zu bringen; das waren die Sammete und Sammetbänder, zwei Artikel, welche einen gleichmässigen Absatz hatten und bei denen sie sich daher nicht der Gefahr aussetzten, ihre Arbeiter bei längerer Arbeitslosigkeit ernähren zu müssen, es sogar riskiren konnten, auf Lager zu arbeiten. Die Firma von der Leyen war selbst nach heutigen Begriffen bedeutend zu nennen; sie beschäftigte in den 1760er Jahren 15—18 Zwirnmühlen mit 300, 200 Bandmühlen mit 1000 und 500 Webstühle mit 1500 Arbeitern; ¹⁾ von den übrigen Kaufleuten hatten die Gebrüder Floh 100 Sammet- und Preyers & Co. 30 Sammet- und 209 Sammetbandstühle.

Diese kleine Anzahl von Fabrikanten regelte nun alles unter sich, wie es ihren Interessen entsprach; öffentliche Reglements gab es nicht, alles ordnete sich nach Ereignissen und Umständen; bei gewissen unangenehmen Vorfällen wurde direct an die Regierung berichtet, welche über jeden Fall speciell beschloss. Derart waren z. B. die Kabinetsordres Friedrichs d. Gr. über die Flucht der Arbeiter und ihre Verführung, von welchen jene Firmen die Depositare waren. ²⁾

Indess gelang es weder den Ring der Arbeiter noch den der Kaufleute geschlossen zu erhalten. Nach dem Einmarsch der Franzosen 1794 kümmerte sich Niemand mehr um das Monopol, nach Beseitigung der anfänglichen Zollschwierigkeiten wurden neue Handelsverbindungen eröffnet und die Industrie bedeutend ausgedehnt. Im Jahre 1809 zählte man in Crefeld 11 Fabriken für Seidenwaaren, welche 6.264 Arbeiter beschäftigten und für 5¼ Mill. Frs. jährlich umschlugen; im gesammten übrigen Roërdepartement gab es 21 kleinere Fabriken für Seidenwaaren und Seiden- und Sammetbänder mit 2000 Arbeitern und einem Umsatz von 2 Mill. Frs. ³⁾ Durch das Entstehen neuer Häuser wurden die Arbeiter mehr gesucht, sie gingen von einem Hause zum andern über, die Quasi-Erbunterthänigkeit gegenüber der von der Leyen'schen Familie

¹⁾ Von den 500 Stühlen gingen 140 auf Sammet, 102 auf Seidentücher mit Damastblumen, 118 auf façonnirte Tücher, 7 auf Seidendamast, 43 auf Soesjes, 28 auf Gros de Tours, 97 kleinere Stühle auf brochirte Bänder und figurirtes Sammetband. (Keussen, a. a. O. S. 475 und 481.)

²⁾ Düss. Staatsarchiv. Acta des französ. Roërdepartm. Bericht des Unterpräfecten von Crefeld an den Präfecten v. 24. August 1810.

³⁾ a. a. O. Acta Statistik. — A. Dorsch: Statist. du Dep. de la Roër, 1804, giebt sogar 12000 Seidenarbeiter für Crefeld an.

hörte auf und sie wurden unabhängiger. Die Kaufleute ihrerseits wurden gezwungen, sich zu specialisiren, in Folge dessen trat eine grössere Vielseitigkeit der Industrie ein, aber auch gleich damals schon eine Verschlechterung der Waaren.

Trotz der Aufhebung des Monopols hielt die Zunahme der Seidenfabriken sich in sehr engen Grenzen. Der Grund hiervon lag in dem für Anfänger zu grossen Capitalerforderniss bei einer Organisation, wo der Fabrikant zugleich als Seidenhändler ein grosses Lager an Rohseide, wie als Seidenwaaren-Kaufmann ein Lager fertiger Stoffe halten musste, wo er sein eigener Färber und Appreteur war, wo er alle Webstühle anschaffen, und was noch kostspieliger war, sie zu einem gleichmässigen Lohne in Betrieb erhalten musste. Während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entstanden für alle jene gewerblichen Thätigkeiten selbständige Unternehmungen, welche die Aufträge gegen Lohn ausführten, und die Arbeiter kauften die Webstühle an; dadurch wurden die Anforderungen an das Kapital des Kaufmanns sehr bedeutend ermässigt und es etablierten sich von nun an viele kleine Leute mit nur geringem Betriebskapital. —

Die Fabrikanten waren früher sämmtlich auch Rohseidenhändler. Bei dem hohen Antheil, welchen die Seide am Werthe des Fabrikates hat und bei den mannigfaltigen Sorten, welche für die verschiedenen Stoffe stets vorräthig sein müssen, waren sie gezwungen, einen grossen Theil ihres Betriebskapitals in Rohstoffen festzulegen. Dies war um so gefährlicher, namentlich für Anfänger, als wohl kein anderes Gespinnst so plötzliche Preisschwankungen erleidet als die Rohseide; beispielsweise betrug der Kokonspreis in Bergamo 1819: 4.27, 1820: 2.15 Lire. Das im ersteren Jahre angekaufte Lager war im folgenden also um die Hälfte entwerthet und der Fabrikant fast konkurrenzunfähig gegenüber seinem Nebenbuhler, der einige Monate gewartet hatte. Je vielseitiger der Bedarf an Rohseide und je grösser die Zahl der kapitalarmen Firmen wurde, desto nothwendiger erwiesen sich die Zwischenhändler, welche die grossen Auslagen und das Risiko des Lagers trugen. Die Anzahl der Rohseide-, Chappé- und Twisthändler war 1877 schon auf 52 angewachsen. Sie beziehen die Rohseide in normalen Jahren zu 80 Procent aus Italien, den Rest aus Asien; der Antheil des letzteren Welttheils betrug 1853: 3 Procent, während der grossen Raupenkrankheit 1859/60 jedoch fast 50 Procent. Die deutsche Seidenzucht liefert trotz der fortgesetzt gezahlten Haspelprämien einen kaum nennenswerthen Beitrag; die klimatischen Verhältnisse lassen eine erfolgreiche Zucht von Maulbeerbaum und Raupe nicht zu. Ebensowenig ist es gelungen, sich in der Zwirnerei selbständig hinzustellen; die alten Betriebe, wie sie im XVIII. Jahrhundert existirten, sind schon längst eingestellt, neuere Versuche aber in Elberfeld

und namentlich seitens einer Actiengesellschaft 1855—1861 in Crefeld völlig fehlgeschlagen. Die letztere Anstalt prosperirte nur so lange, als die asiatischen Seiden in grossen Mengen eingeführt und verarbeitet wurden; auch soll sie technisch nicht richtig geleitet worden sein.

Der auflebende Verkehr mit Rohseide liess den Missstand immer heftiger empfinden, dass ihr effectives Gewicht im Privatwege so schwer zu ermitteln ist. Die Seide ist ja in weit höherem Grade hygroskopisch als die anderen Gespinnste, indem sie dem Feuchtigkeitszustande der umgebenden Luft sehr rasch folgt und damit an Gewicht bis zu 30 Procent zunehmen kann, ohne eigentliche Nässe zu zeigen. Diese Eigenthümlichkeit hat schon früh eine unparteiische Institution nothwendig gemacht, welche das Handelsgewicht auf Wunsch der Käufer bestimmte; so entstand zuerst im Jahre 1759 die Seidentrocknungsanstalt zu Turin. In Crefeld und Elberfeld hatten die bedeutendsten Fabrikanten ihre eigene Kondition und suchten sich mit den Verkäufern zu verständigen, so gut es ging; in letzterer Stadt bestand auch eine private Anstalt, welche jedoch wenig benutzt wurde. Endlich am 14. Oct. 1844 wurden für beide Städte Actiengesellschaften sanctionirt, welche unter öffentlicher Kontrolle stehen und durch ein vereidetes Personal verwaltet werden; aus jedem Ballen werden Probestränge gezogen, eine bestimmte Zeit hindurch getrocknet und auf Grund dessen unter Hinzurechnung von 11 Procent zulässiger Feuchtigkeit das Handelsgewicht der angemeldeten Menge roher Seide bestimmt.¹⁾

Eine förmliche Verfälschung des Gewichts begann seitens der Chinesen, als diese in Folge der Raupenkrankheit seit 1859 ihr Product sehr gesucht sahen, und erreichte in England einen solchen Umfang, dass vorsichtige Fabrikanten sich von dem Vorhandensein einer Erschwerung und ihrem Grade durch eine sachverständige Untersuchung zu überzeugen genöthigt sahen; durch die Veröffentlichung der Resultate von Entschälungen und Abkochungen hat die Anstalt dem Publikum schätzbare Winke gegeben. Seit dem 28. Mai 1862 übernahm sie die Nettoverwiegung der Ballen und ihre Verpackung; sie prüft ferner die Elasticität des Fadens, wieviel Gewicht er nämlich tragen kann und wie stark er ist; auch untersucht sie durch Auseinanderdrehen, wie häufig die Zwirnung auf einen halben Meter stattgefunden hat. Seit dem 8. September 1859 wurde ihr endlich die Titrirung übertragen, d. h. die Feststellung des Gewichtes einer Fadenlänge von 400 französischen Ellen; die Bemühungen der Anstalt, einen internationalen Titre nach metrischem System zu vereinbaren, wurde

¹⁾ v. Müllmann: Statist. d. R. B. Düss. II. S. 632 und die Jahresberichte des verdienstvollen Directors Lose.

auf den internationalen Kongressen in Wien (1873), Brüssel (1874) und Turin (1875) zwar angenommen, gelangten aber nicht zur Durchführung, weil Lyon dem deutschen Gedanken Widerstand leistete und weil freilich der Turiner Titre bereits internationale Geltung besitzt.

So hat sich die Anstalt zu einer öffentlichen Wage und einem öffentlichen Verificationsbureau entwickelt; für eine Reihe von Operationen, welche in der Industrie vorkommen, hat sie gleichmässige Normen festgestellt, Willkür, Uebervortheilung und Chicane verhütet und den Handelsstand häufig bewahrt, sein Geld auszugeben für — Wasser.

Unter den Hilfsgewerben hat wohl die Färberei die glänzendste Entwickelung genommen. Seit dem Jahre 1842 hatten die Lohnfärbereien die eigenen Anstalten der Fabrikanten verdrängt und den Ruhm des noir prussien selbst in Lyon als unübertroffen verbreitet; seit jener Zeit datirt ihre Ausdehnung in Crefeld (Anlage VI). Es betrug die Zahl der:

Jahr	Färbereien	Arbeiter	Auf eine Färberei kamen Arbeiter
1845	20 in Seide	270	13,5
1852	20 " "	300	15,0
1864	29 " "	584	20,1
1870	34 " " und Baumw.	791	23,2
1876	44 " " " "	1074	24,4

Diese Färber arbeiten nicht gleich den Wupperthaler Rothfärbern auf eigene Rechnung, sondern gegen Lohn und die meisten gelten daher in der socialen Rangordnung als Handwerker. Ihre Technik hat sich in den letzten dreissig Jahren ausserordentlich gehoben; heute erhalten sie eine allgemeine Bildung zuerst auf der Gewerbeschule, dann sind sie praktisch thätig in den Färbereien der Schweiz und Lyons und treten endlich in ein bestehendes Geschäft ein oder gründen ein neues; eine wissenschaftliche Bildung auf einer höheren technischen Schule soll nur Wenigen zu Theil geworden sein. Dadurch wird es erklärlich, dass die Kommis grösserer Firmen, welche beträchtliche Bestellungen auszutheilen haben, noch eine so grosse Macht über Viele besitzen; jene führen nämlich manchmal ein Kommissionsgeschäft von Farbstoffen und geben gut gelohnte Arbeit nur demjenigen Färber, welcher die stillschweigend eingegangene Bedingung erfüllt, beim Kommis oder in einem befreundeten Laden die Materialien zu entnehmen; selbst aufmerksame Fabrikanten kommen unvermuthet grossen Unterschleifen auf die Spur.

Die in Strängen gefärbte Rohseide wird auf Bobinen gewunden (gehaspelt, gespult), ähnlich wie wir den Nähzwirn auf eine hohle Holzaxe mit Rädchen zu beiden Seiten aufgerollt

kennen. Im vorigen Jahrhundert fand diese Verrichtung in der Fabrik selbst statt, allmählich wurden aber die Gebäude zu klein, neu entstehende Firmen hatten gar nicht die Räumlichkeiten hiezu, kurz die Winderei wurde in die Wohnungen der Arbeiter verlegt. Indess blieb der Standort dieses wie aller andern Hülfgewerbe die Stadt Crefeld und deren nähere Umgebung, weil die Fabrikanten nur bei bequemer Benutzung derselben sich den wechselnden Bestellungen mit Leichtigkeit anpassen können. Das Winden geschieht entweder auf einer Trittmaschine oder auf einer grösseren durch eine Handkurbel in Bewegung gesetzten oder auf einer sog. Schweizermaschine; letztere ist für Chappe und Baumwolle eingerichtet und es läuft hier das Garn vom Strange direkt auf die Bobine, während bei der sorgfältigeren Seidenwinderei sich noch eine Rolle als Mittelglied dazwischen schiebt. Die erstere Maschine kostet 20—50, die andern 90, 150, 200—300 Thaler. Die Hauptarbeit bildet in beiden Fällen das Ordnen der zerrissenen und verwirrten Fäden; dazu bedarf es flinker Finger und namentlich die Frauen sind es, welche sich dazu eignen. An der ersteren Maschine arbeiten sie dann allein oder ein kranker Mann, welcher das Weben nicht mehr verträgt. An der zweiten wird die Kurbel von einem Kinde oder noch häufiger von einem Greise, Blinden, Krüppel langsam gedreht und gestattet somit die Ausnutzung auch der sonst am schwersten zu beschäftigenden Kraft; auch habe ich ein Mädchen gesehen, welches mit der einen Hand die Kurbel drehte, mit der andern an der Leine einer sehr entfernt stehenden Wiege zog, deren Insassen die Mutter, welche durch das Spulen vollständig in Anspruch genommen war, in den Schlaf sang. Zu beiden Seiten der Windemaschinen sind Frauen paarweise beschäftigt, meist die Mutter mit ihren Töchtern; Kinder sind für diese Arbeit nicht aufmerksam genug, werden aber auch vielfach nach der Schule z. B. von 4—8 Uhr verwendet, wofür sie in Viersen 1 Mark wöchentlich erhalten. Die eigentliche Lehrzeit beginnt meist mit dem 14. Jahre, obwohl auch Fälle regelmässiger Beschäftigung mit 10—12 Jahren vorkommen; es werden schriftliche Kontrakte geschlossen auf zwei Jahre, im ersten erhalten die Mädchen in Crefeld 2—3, im zweiten 6 Mark wöchentlich, in Viersen 1, bezw. 1.60—1.70 Mark täglich; dagegen wohnen und speisen sie, wie allgemein die Lehrlinge auf dem linken Rheinufer, bei ihren Eltern. Die Arbeit findet in aufrechter Stellung statt unter mässiger körperlicher Bewegung und Anstrengung; in grösseren Windereien mit ein paar Maschinen genügen die sonst geräumigen Stuben nicht dem vermehrten Arbeitspersonal.

In flauen Geschäftszeiten beträgt die Arbeitszeit meist 12—13 Stunden, etwa von 6—12 und 1—8 Uhr; dann arbeitet an einer grossen Maschine nur eine Person auf jeder Seite, bei

flottem Gange steigt aber das Verdienst und es wird bis in die Nacht gearbeitet. Gerade jetzt sind aber Arbeiterinnen schwer zu haben, denn die Webermeister setzen alle ruhenden Stühle in Betrieb und behalten ihre Töchter zu Hause. Der Zuzug zu diesem Hülfsgewerbe kann daher nur durch das Mittel ganz aussergewöhnlicher Löhne bewirkt werden, wie denn auch die schon an sich hohen Wind- und Scherlöhne in den Jahren 1871 — 73 die erhebliche Steigerung von 50—75 Procent erfuhren. Verstärkend auf die Lohnhöhe traten in der Winderei die Besitzverhältnisse der Maschinen hinzu. Dieselben gehören zwar ihrer grossen Mehrzahl nach den Arbeitern selbst, ein bedeutender Theil jedoch, — ein Windereibesitzer schätzte ihn in Crefeld auf 30 Procent, in Viersen wird er noch grösser sein, — den Commis oder denselben nahestehenden Personen. Diese sorgen natürlich für eine gewisse Höhe der Löhne und bringen den Löwenantheil für sich in Sicherheit. Da nämlich die Accordsätze für gute wie schlechte Garne die gleichen sind und sie die festen, unzerreissbaren für sich nehmen, so erhalten sie weniger Mühe erfordernde, lohnendere Arbeit; hier und da fällt auch etwas für diejenige Winderin ab, die sich durch Geschenke oder sonst angenehm zu machen versteht. Aufmerksame Firmen dulden einen derartigen Nepotismus nicht, andere bemerken ihn nicht oder lassen es hingehen, dass ihre Kommis sich einen Nebenerwerb, wenn nur nicht auf ihre Kosten, verschaffen.

Die Winderei von Seide, Chappe und sogar von Baumwolle, soweit sie in der Seiden- und Sammetindustrie verwendet werden, ist noch eine völlig gesicherte Domäne der Hausindustrie, selbst mechanische Webereien lassen noch ausserhalb winden, denn der Vortheil des Dampfes als bewegende Kraft sinkt gegenüber den wohlfeilen Motoren eines Greises, Blinden und Kindes auf Null herab. Die Ausnutzung der Hauptthätigkeit, nämlich des Zusammenknüpfens und Ordners der Fäden ist in der Hausindustrie eine bei weitem grössere und gestattet die intermittirende Beschäftigung von Frauen, Mädchen und Kindern, die zu regelmässiger Arbeit in die Fabrik nicht gehen können.

Dem Ausgeben der Seide in das Haus zum Färben, Winden und Weben tritt ein Missstand störend in den Weg, nämlich die überaus schwierige Kontrolle über die ehrliche Zurückerlieferung; der weitläufige Austrocknungsprocess kann ja nicht jedesmal wieder vorgenommen werden. Durch das übliche Verwiegen hat man den Diebstahl niemals vermieden, selbst die von der Leyen vermochten keine ausreichende Aufsicht zu führen und wandten sich an die Regierung zu Mörs, welche unter dem 28. Juni 1735 eine Verwarnung erliess, wonach die Arbeiter bei Ueberführung des Diebstahls mit Festungsarbeit bedroht und die Eltern für ihre Kinder verantwortlich gemacht

wurden; die Käufer des Materials galten als Diebshehler. Damit wurde der Diebstahl keineswegs unterdrückt; besonders in schlechten Jahren war der Anreiz zu Entwendungen des kostbaren Materials so mächtig, dass dieselben grosse Dimensionen annahmen. So wurde im August 1805 eine weitverzweigte Gesellschaft von Seidendieben entdeckt, welche an Juden verkaufte; 37 wurden gefangen, das schreckte für einige Zeit ab. In den 1850er Jahren schätzte man den Werth der jährlich gestohlenen Seide auf etwa eine halbe Million Mark; die kritische Lage der Industrie steigerte noch das Uebel. Da bildete sich am 16. Juni 1861, im Jahre der höchsten Seidenpreise und der grössten Nothlage der Weber, der Verein gegen Seidendiebstahl in Crefeld, dem ein ähnlicher in Elberfeld folgte. Er setzte Prämien von 150 Mark und darüber aus für erfolgreiche Denunciationen von Entwendungen von Seide, Garnen, Seidenwaaren und Webergeräthen. Zugleich vereinbarten sämmtliche Seidenfabrikanten, verdorbene Stücke den Webern niemals, den Färbern möglichst selten zurückzugeben; diese verpflichteten sich, nur durch die vom Verein bestellten Verkäufer die verdorbenen Waaren veräussern zu lassen. Alle Händler in Rohseide, Garnen und Seidenwaaren, Fabrikanten und Färber verpflichteten sich dem Verein sich anzuschliessen; am 5. März 1877 gehörten demselben 340 Mitglieder an; die wenigen Fabrikanten, welche ausserhalb stehen, werden von der öffentlichen Meinung als Hehler bezeichnet; ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahin gestellt.

Die öffentliche Moral hat sich in dieser Hinsicht bedeutend gebessert. Früher sollen sich Männer sogar öffentlich des Seidendiebstahls gerühmt haben, bis der energische Polizeicommissar sie einsteckte. Das war damals eine That; heute gilt es als ehrenrührig, ein Seidendieb genannt zu werden. Freilich ist die Gelegenheit zum Stehlen noch nicht völlig beseitigt, beim Aus- und Verpacken der Rohseide, beim Ausgeben zum Winden und Weben verschwindet so manches Pfund, indess ist es diesem Rechtsschutzverein doch gelungen, dem Seidendiebstahl als einer öffentlichen Calamität ein Ende zu bereiten. Sehr störend erweist es sich in der Neuzeit, dass der Elberfelder Verein sich aufgelöst hat.

Die gefärbten und auf Bobinen gewundenen Garne laufen alle wieder im Comptoir zusammen, ein kleiner Theil derselben wird daselbst von Frauen zu Ketten vorgerichtet, indem durch das sogen. Scheren die nöthige Anzahl von Fäden in der erforderlichen und gleichen Länge abgemessen und zweckmässig zusammengelegt wird. Die geschorene Kette sammt dem auf Bobinen gewundenen Einschuss erhält nun der Weber mit den dazu gehörigen Kämmen und Riethen nach Hause, bei gemusterten Stoffen ausserdem noch die Jacquardmaschine und die Patronen. Das Aufbäumen und Passiren (Einbringen der

Fäden in die Kämmen) der Kette, das Spulen des Einschussgarnes und vor Allem das Weben selbst geschieht im Hause des Webers. Nur ein geringer Theil wird auf mechanischen Stühlen gewebt, die Organisation ist dann die allgemein fabrikmässige. Von der gesammten Weberei soll gleich ausführlicher gehandelt werden.

Viele und namentlich die schweren Seidenzeuge sind wie sie vom Webstuhl kommen, fertige Waare. Sie gelangen auf den „Galgen“, auf welchem der Fabrikant oder in grösseren Häusern der Kommis sie besichtigt und sein „Passirt“ spricht. Hierauf werden sie von Frauen und alten Männern von kleinen Fehlern gereinigt, dann zusammengelegt und glatt gepresst; die natürliche Schönheit der Seide und die Vollkommenheit des Gewebes macht ihre Zierde aus. Bei andern Seidenzeugen und beim Sammet findet eine mehr oder weniger complicirte Appretur statt. Schon 1845 gab es in Crefeld neben 7 Appreturen im Besitz von Fabrikanten, welche sich auf die Hauptartikel, wie Sammete und Atlas beschränkten, 10 Lohnanstalten; gegenwärtig hat sich die Zahl der letzteren auf 30 vermehrt. Die fertigen Stoffe und Sammete werden von Frauen zusammengelegt, die Bänder theilweise in Strängen lose aufgehängt, damit sie nicht verdrücken; wenn sie versendet werden sollen, werden sie von Mädchen auf Pappekartons aufgerollt. —

Die Organisation der Industrie ist also im Wesentlichen eine solche: das Färben, Winden und Weben findet ausserhalb, das Vorbereiten der Kette und das Verpacken der Waaren innerhalb der Fabrik statt; für die Appretur haben die grösseren Firmen eigne Anstalten, während die kleineren dieselbe gegen Lohn ausführen lassen. Wie überwiegend die Verrichtungen ausserhalb sind, erhellt aus einer Statistik der Löhne, welche die Crefelder Kaufleute im Jahre 1877 gezahlt haben; sie betragen für das Färben 3.3, das Winden 1.5, das Weben 12.3, das Appretiren 1.2 und für das Scheren nur 0.5 Mill. Mark. Ein Anfänger ist heute von allen Kapitalanlagen entlastet; in einem Comptoir mit ein paar Stuben für das Kettenscheren und Verpacken kann er sich bereits etabliren und braucht nur ein geringfügiges Betriebscapital zur Zahlung der Arbeitslöhne, da die Rohseide von ihm auf neun Monate Ziel gekauft und erst nach Eingang seines Guthabens bezahlt wird. So wird es denn erklärlich, dass bei einem jeden Ansteigen der Konjunktur, wenn die Bestellungen regnen, neue Firmen wie die Pilze hervorwuchern, um zum Theil dann bald, aufs Trockene gesetzt, wieder zu verschwinden. Beispiele liefert ein jedes Jahrzehnt. Die 13 Fabrikanten im Jahre 1828 vermehrten sich durch den Aufschwung in den 1830er Jahren nur auf 28, seitdem aber hob sich ihre Zahl in Folge jeder Konjunktur: 1841—45 auf 100, 1849—57 auf 170 und 1868—72 auf 200—300.

Die verhältnissmässig stärkste Zunahme der Kaufmannschaft fällt in die 1840er Jahre und trifft mit der Entstehung der Lohnanstalten zusammen; zu gleicher Zeit hörten fast alle älteren Firmen zu existiren auf. Sie fanden ihr Geschäft nicht mehr lohnend genug und das hatte seinen Grund darin, dass sie bei ihren alten Gewohnheiten verharrten und daher von energischeren Anfängern überflügelt wurden. Die Firma von der Leyen nahm sich zwar einen jüngern Associé und suchte frisches Blut in die alten Adern zu bringen, es gelang ihr auch zeitweise ganz gut, aber bald kam die frühere Autokratie des Chefs wieder zum Vorschein. Die von der Leyen, die Floh, die Heydweiler und Andere gaben ihr Geschäft auf, und es ist ein volkswirtschaftliches Verdienst der jüngeren Häuser, die Crefelder Industrie zu neuer Blüthe gebracht zu haben. Wie verschieden war der Geist, der beide beseelte! Bei den Verhandlungen über die Webeschule im Jahre 1839 erklärten die Jungen sich für die Gründung derselben, indem sie sie als zweckmässig für eine bessere und gründlichere Ausbildung angehender Fabrikanten und nach grösserer Vervollkommnung strebender Weber erkannten; die Alten dagegen befürchteten, dass die durch eine langjährige Erfahrung und durch bedeutende Kosten angeeigneten Vortheile in der Weberei dann Gemeingut Aller werden und allenthalben Konkurrenzunternehmungen bei billigeren Löhnen entstehen würden; die Weber verstünden ihr Handwerk hinlänglich und würden durch den Besuch der Schule sich nur zu höheren Dingen berufen glauben. Man sieht, das Salz war dumm geworden. Diese Altersschwäche tritt bei den meisten Firmen in gewissen Perioden ein. Der unternehmungslustige Vater arbeitet sich empor, der Sohn hält das Geschäft auf der Höhe, der Enkel geniesst die Bildung eines einjährig Freiwilligen, sitzt ein paar Jahre auf dem Comptoir und macht Reisen in fremden Ländern, aber er lernt oftmals nicht mehr tüchtig arbeiten und wird bei seinem Reichthum später zu vornehm, das Unternehmen mit Aufmerksamkeit selbst zu leiten; er zieht sich daher in eine angenehme Stadt als arbeitsloser Rentner zurück, bis endlich nach Zersplitterung des Vermögens seine Nachkommen den Kampf ums Dasein mit energischer Arbeit wieder aufnehmen müssen.

Auf den jungen Häusern ruht daher die Zukunft der Industrie; gegründet werden sie gewöhnlich von einem Kommiss im Verein mit einem Werkmeister; dieser leitet die technische Fabrikation, jener den kaufmännischen Vertrieb; beide haben sie nur geringe Ersparnisse und arbeiten hauptsächlich mit fremdem Kapital. Bei einem solchen Geschäfte treten nun häufig alle Nachtheile eines kleinen und kleinlichen Betriebes hervor, und dieser ist darauf angewiesen, einerseits am Betriebskapital soviel als möglich zu sparen, andererseits durch be-

schleunigten und vergrösserten Umsatz das eigne Kapital rasch zu vermehren. Er ist um so mehr dazu gezwungen, als er anfangs neue Weber und Arbeiter durch höhere Löhne an sich heranlocken muss, oftmals durch Abspenstigmachen und Verleitung zum Vertragsbruch. Solche Neulinge sehen am ehesten ihren Kommis allerlei Unregelmässigkeiten durch die Finger, suchen Muster bei den Webern abzugucken und liefern ihren Käufern gar nicht nach der Factura. Bei rückgehender Con-junctur sind sie in Folge ihres Kapital- und Kreditmangels in der grössten Verlegenheit, sie entlassen rasch ihre Arbeiter, verstehen sich zu den niedrigsten Waarenpreisen; unfähig grössere Verluste zu tragen, verschleiern sie ihren falliten Zustand durch Wechselreiten und fristen ihr Dasein durch Drücken der Löhne. Alle diese Gefahren liegen für die Anfänger ohne technische, kaufmännische und moralische Tradition näher als für grössere Firmen; sind sie doch in erster Reihe auf den augenblicklichen Vortheil angewiesen.

Während der Crefelder Fabrikant fast von allen rein gewerblichen Thätigkeiten durch Lohnanstalten entlastet ist, findet sich eine einzige Funktion wohl ausnahmslos mit ihm verbunden, die des Seidenkaufmanns. In Lyon ist das anders; dort ist der Fabrikant in der Hauptsache Techniker, welcher seine Specialität hat, die er zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt, und der seine Waaren an die grossen Pariser Commissionshäuser absetzt. In Deutschland bahnt sich eine grössere Specialisirung gleichfalls an, auch zählt man in Crefeld nicht weniger als 41 Grosshändler in Seidenwaaren; die Hauptmasse der fertigen Stoffe vertreiben jedoch die Fabrikanten auf eigene Rechnung. Das hat den grösseren Vortheil, dass sie die jeweilig lohnendsten Artikel mit einer Leichtigkeit aufgreifen, welche stets ein Ruhm Crefelds gewesen ist; Lyon verstand das nicht sofort, als die Mode sich von den gemusterten auf die glatten Stoffe warf. Und gerade in Crefeld lässt es sich nicht leugnen, dass es vielfach die jungen Firmen waren, welche mit der ganzen Energie jugendlicher Streber eine Vielseitigkeit und Beweglichkeit anbahnten, welche den älteren Häusern mangelte, deren Leiter häufig zu weich gebettet sind und nicht genug Detailkenntniss und Unternehmungslust besitzen. Wem es da glückte, der wurde geachtet und aus der Ecke im „kaufmännischen Verein“ avancirte er in die Mitte an den runden Tisch unter dem grossen Candelaber und verlässt nunmehr den Club statt um 10 oder 11 schon um 9 Uhr.

Diese Vereinigung von Seidenfabrikant und Seidenkaufmann hat aber auch ihre Schattenseiten. In technischer Hinsicht treten dieselben noch weniger hervor, jedoch kann es für die Zukunft, wo ein Fortschreiten zum mechanischen Betriebe immer mehr sich als nothwendig herausstellen wird, bedeutsam werden, dass an der Spitze der Unternehmungen Kaufleute

stehen, welche zu wenig Techniker sind, um solche Neuanlagen beurtheilen zu können, und die sich daher scheuen werden, ihre Betriebskapitalien in denselben zu riskiren. Deutlicher zeigen sich die Nachtheile in kaufmännischer Beziehung. Der kaufmännische Leiter der neugegründeten Firma mit seiner den Werkmeister überragenden Persönlichkeit und Bildung hat als Kaufmann ohnehin mehr Sinn für Handel, für Export als für die Fabrikation und er glaubt es seinem früheren Principal nachthun zu müssen. Häufig mit grossem Geschick greift er eine Specialität auf, poussirt sie aber ohne Einsehen in die Bedürfnisse des Markts und beschleunigt damit die Ueberproduktion. Ein jeder Fehlgriff des Kaufmanns fällt auch gleich auf den Fabrikanten; bei seinem Kredit- und Kapitalmangel muss er sich nun die niedrigsten Waarenpreise gefallen lassen und aus den falschen Speculationen der zahllosen kleinen Handelsleute ohne Uebersicht des Marktes summirt sich die volkswirtschaftlich so gefährliche Ueberproduktion. In Frankreich dagegen schiebt sich zwischen Konsument und Fabrikant als Mittelglied der Pariser Kommissionär; sein mächtiges Haus vermag schon eher die Preise zu halten und durch die Verbindungen in aller Herren Länder eine Ueberschätzung der Nachfrage zu verhüten; in ihm potenziren sich mehrfach die Kapitalkraft und Intelligenz zahlreicher kleiner Firmen in Crefeld. Umgekehrt ist hier auch der grösste Fabrikant Detaillist, versucht den kleinsten Vortheil zu erhaschen und begegnet dem geringsten Anfänger auf den gleichen Märkten. Es streiten mit einander die beiden Principien: gute, tüchtige Fabrikation und Absatz an wenige Grosshändler und — Massenproduktion und Massenabsatz an Jedermann.

Es hat lange gedauert, bis Crefeld den Absatz seiner Waaren in eigene Hände nahm. Die von der Leyen verkauften die Seidenzeuge nur neben andern Waaren auf den Messen, auch das reiche, durch viele Handelsverbindungen unterstützte Elberfeld¹⁾ führte Crefelder Waaren. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts scheinen für den Absatz nach Osten die Leipziger, nach Süddeutschland die Frankfurter Messe, nach Skandinavien und den überseeischen Ländern Hamburg und Bremen von Bedeutung gewesen zu sein. Für den so wichtigen Markt Amerika spielte Paris den Vermittler, erst seit 1838 versuchte man sich dort durch ein eignes Personal vertreten zu lassen. Gegenwärtig ist Crefeld überall bekannt und hat auf allen Märkten seine Agenten. Aber etwas fehlt: ein tonangebender und kauffähiger Markt im Inlande; Deutschland ist auf die Pariser Moden und Muster angewiesen und damit behaupten Lyon und St. Etienne ihr Uebergewicht in diesen Artikeln. Auf Crefeld mit seinen billigen Löhnen und seiner

¹⁾ J. C. Bohn's, Wohlerfahrener Kaufmann 1789, I. S. 566.

tüchtigen Schwarzfärberei sind bei der internationalen Arbeitheilung die halbseidnen Stoffe (zur Besatzconfection), die leichten und mittleren Sammte und die Sammetbänder auf Hand- und Kraftstühlen gefallen, auf Viersen und Mülheim a./R. die gleichen Artikel mit Ausschluss der Stoffe, auf Elberfeld die halbseidenen und seidenen Stoffe auf Kraftstühlen und auch gemusterte Stoffe. Lyon's Stärke liegt in mittleren und schweren ganz seidenen Stoffen, in schweren Sammten und feinen gemusterten Stoffen; St. Etienne zeichnet sich aus in mittleren und schweren Seidenbändern, in Besatz- und Franjenartikeln, in Sammetband auf Kraftstühlen. Ganz gefährliche Konkurrenten sind seit altersher Zürich in den leichten glatten Seidenstoffen und Basel in leichten und mittleren Seidenbändern. England leistet am meisten in leichten und mittleren halbseidnen Stoffen auf Kraftstühlen und in leichten und mittleren Seidenbändern.

In den ihre Stärke ausmachenden Artikeln beherrscht die Crefelder Industrie den einheimischen Markt, ja es ist ihr gelungen, sich sogar zu ganz bedeutendem Export aufzuschwingen. Schon im Jahre 1864 blieb (nach den Berichten der Handelskammer) vom Gesamtwert der Waaren mit 31 Mill. Mark nur die Hälfte im Zollverein, ein Drittel ging nach England und der Rest nach Amerika und Frankreich; dies Verhältniss hat sich im letzten Jahrzehnt noch günstiger gestaltet, denn im Jahre 1872 blieben von 77 Mill. M. nur 31 in Deutschland, 25.4 Mill. wurden nach England, 3.4 nach Frankreich, 5.6 ins sonstige Europa und 11.7 über See ausgeführt. Unter den Artikeln haben sich die Seiden- und Sammetwaaren stets so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Im Jahre 1840 z. B. gingen von 6450 Webstühlen 3000 auf seidene und halbseidene Stoffe, 1500 auf Sammet, 1000 auf Plüsch, 800 auf Sammet und 150 auf Seidenband, im Jahre 1877: 14794 Stühle auf Sammet und 11567 auf Stoffe. Der Aufschwung der Crefelder Industrie ist ein grossartiger gewesen; sie beschäftigte 1840: 6450, 1862: 15000 und 1872 gar 33310 Webstühle. In den gleichen Jahren hob sich die Bevölkerung der Stadt von 25900 auf 51445 und 58500, gegenwärtig zählt sie 68000 Einwohner.

Der Crefelder Fabrikantenstand (und hier darf man die Häuser in Viersen und in den kleineren Orten mit einschliessen) hat das Verdienst, seine Industrie zu grosser Entwicklung gebracht zu haben und geniesst — wohl mit Recht — den Ruf einer geschickten und unternehmungslustigen Kaufmannschaft. Dennoch könnten die Deutschen noch viel z. B. von den Pariser Häusern lernen¹⁾. Diese nämlich, die grössten überhaupt existirenden Detailkäufer fertiger Seidenwaaren, versenden in einer neuen bequemen Hausirform, in Briefcouverts, ihre Muster

¹⁾ Jahresbericht der Handelskammer von Elberfeld für 1875.

an deutsche Familien, zu deren Ermittlung sie ein Heer von Agenten reisen lassen, und liefern ihnen einzelne Kleider gegen Baarzahlung beim Empfange. Indem sie in dieser Weise, unterstützt durch die in Deutschland naturwüchsige Neigung, Fremdes vor allem zu lieben und werth zu achten, leicht den Eingang in das einzelne deutsche Haus finden, überspringen sie den Grossisten und Detaillisten, zahlen den Eingangszoll von höchstens $2\frac{1}{2}$ —3 Procent auf ihre meist kostbaren Waaren und drücken die heimische Industrie in einer Form aus dem eigenen Markte, die diese jenen um ihres grösseren Patriotismus willen nicht nachmachen kann. Fast ohne alle Spesen und ohne alles Risiko führen sie durch diese neue Form brieflichen Hausirhandels ihren Erzeugnissen die besten Abnehmer zu und dürften dem deutschen Handel allmählich vorzugsweise nur die Käufer auf Borg überlassen.

II. Die allgemeinen Verhältnisse der Seidenweberei.

Die zahlreichste und wichtigste Arbeiterklasse bilden die Weber; sie sind hausindustrielle Lohnarbeiter, welche fremdes Material nach fremden Bestellungen verarbeiten.

Doch hat es auch sogen. Weber auf eigene Rechnung gegeben. Aus Viersen¹⁾ finden sich Nachrichten aus dem Jahre 1786 über Sammetbandweber (Lindwirker hiessen sie damals), welche Seide kauften, sie verarbeiteten und die Waaren an Crefelder Grossisten absetzten. Sie verdienten viel und prunkten mit ihren Kronenthalern zum grossen Aerger ihrer ländlichen Nachbarn. Da kam 1812 das Sammetband ausser Mode, die meisten Weber verarmten und wurden von dem grossen Hause Diergardt als Lohnwirker aufgesogen. Nur vereinzelt gelang es ihnen, ihre Selbständigkeit bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinüber zu retten. Ihr Product waren die Bänder der Landestrachten, die buntfarbigen Sammetbänder des Elsasses, der Schweiz, der Minden-Bückeburger Gegend, welche bei aufsteigender Konjunktur willige Käufer fanden; bei herabgehender Nachfrage aber, wenn das Lager des Fabrikanten überfüllt und dieser für den Absatz seiner eignen Bänder besorgt war, da geriethen die Weber in die grösste Verzweiflung. Kam unter solchen Umständen einer nach Viersen, so meinte der Fabrikant mit Achselzucken, er könne das Band nicht brauchen und bot nur einen Spottpreis; dann versuchte es der Wirker in Crefeld, Süchtelen, überall mit gleichem Erfolge. Nach

¹⁾ Schröteler: Herrlichkeit und Stadt Viersen 1861. S. 223. — Norrenberg: Geschichte der Herrlichkeit Grefrath 1875, S. 72.

Hause heimgekehrt, begann er am folgenden Tage den nämlichen Rundgang; vom Wandern ermattet, von so vielen abschlägigen Antworten mürbe gemacht, unter der Nothwendigkeit für die Familie etwas mitzubringen, nach vielem Zeitverlust verkaufte er endlich zu einem Preise, der oft nicht einmal die Auslagen und die verlorene Zeit deckte. Da nach vielen herben Verlusten entschlossen sich die Weber zum schweren Schritt, sie gaben die selbständige Stellung auf und tauschten die damals freilich vortheilhaftere, abhängige Lage des Lohnarbeiters ein; der Preis der Kaufleute dafür war: die Uebernahme des Risicos der Materialanschaffung und des Waarenabsatzes.

Dieser Schritt enthielt äusserlich eine um so tiefere Degradation, als die damaligen Weber nicht nur fremdes Material, sondern dasselbe auch auf fremden Stühlen verarbeiteten. Im XVIII. Jahrhundert hatte es so wenig Seidenweber gegeben und dieselben waren so mittellos gewesen, dass die Fabrikanten ihnen die grössten Erleichterungen hatten bieten und bei einer Ausdehnung der Produktion eigene neue Stühle aufstellen müssen. Die Zunahme der Anzahl der Kaufleute wie der Weber zog einen öfteren Wechsel derselben nach sich, das patriarchalische Verhältniss begann sich zu lockern, die Kaufleute brauchten nicht mehr zu befürchten, dass bergische Monopolisten ihnen die Arbeiter abspenstig machen würden, und sahen sich des Zwanges ledig, dieselben auch in Nothzeiten zu beschäftigen. Um so weniger durften und wollten sie aber hindern, dass die Weber lange Zeit hindurch für fremde Firmen arbeiteten und der alte Principal blieb nur nomineller Eigenthümer ohne etwelchen Nutzen von seinem Webstuhl. Zu gleicher Zeit wurden die Weber der Gewerbesteuer unterworfen und immer mehr gelangte bei ihnen der Gedanke zum Durchbruch: wir sind freie Handwerksmeister und können wirken, für wen wir wollen. Den Fabrikanten war es auch schon recht, wenn die Weber Eigenthümer ihrer lange besessenen Stühle wurden, es konnte ihnen dann auch mehr anvertraut werden; den neu entstehenden Firmen war damit ein grosses Hinderniss der Etablirung aus dem Wege geräumt, wenn sie von den Auslagen für Webstühle entlastet wurden. So geschah es denn, dass einzelne Meister ihre Werkzeuge ankauften.

Indess es bedurfte einer stärkeren Veranlassung, um einen radicalen Eigenthumswechsel herbeizuführen. Es kam das Jahr 1848, der Selbständigkeitssinn der Weber schwoll mächtig an, sie wollten nicht mehr auf fremdem Geräth arbeiten und eine ihrer wesentlichen Forderungen war: Ankauf der Webstühle. Dieselben wurden auf ihr Conto übertragen, und von einer günstigen Konjunktur unterstützt, wurden sie durch Terminzahlungen in kurzer Zeit Eigenthümer ihres lang ererbten Besitzes. Seit jener Zeit etablirt sich jeder Weber mit eigenem

Stuhl, zu welchem er sich das Geld schon früher erspart hat oder für welchen ihm ein Fabrikant die geringfügige Summe (etwa 90 M. für einen einfachen Sammetstuhl) vorstreckt.

Allein kaum erfreuten sich die Weber ihres neuen Eigenthums, als Verhältnisse eintraten, welche den früheren gleichen und bereits ähnliche Zustände hervorgerufen haben. Die schweren Seidenstoffe nämlich leiden durch die starke Erschütterung eines leichten Stuhles und bedürfen daher eines sogen. Lyoner Stuhls; dieser ist aber so theuer (etwa 120 bis 180 M.), dass der Arbeiter ihn nicht anschaffen kann, zumal er keine Garantie dafür hat, dass er in fortwährendem Gebrauche bleibt. Noch grösser sind seine Bedenken gegen den Ankauf einer Jacquardmaschine, denn bei jedem Wechsel der Breite und des Musters muss auch die gesammte Vorrichtung und der Harnisch wechseln, und weil die gemusterten Stoffe in Deutschland nicht heimisch, überhaupt seit Jahrzehnten durch die glatten verdrängt sind und die wenigen vorhandenen Stoffe dem Wechsel der Mode rasch unterliegen, so wäre der Weber gezwungen, ein beträchtliches Kapital (jedesmal 200—300 M.) für eine Jacquardvorrichtung anzulegen, welches keine Verzinsung finden würde. Die Lyoner Stühle wie die Jacquardmaschinen sind daher Eigenthum der Kaufleute, und sind diese ausser Stande, dieselben im Gange zu erhalten, so ertheilen sie dem Weber einen sogen. Behülfchein entweder umsonst oder lassen sich von dem andern Fabrikanten eine Miethe zahlen. Einige gestatten jedoch nicht, auf ihren Maschinen zu arbeiten, wenn sie in der Werkstätte noch eigene Muster haben, deren Nachahmung sie befürchten; sie lassen dann den Jacquard abheben und geben dem Weber andere, freilich weniger lohnende Arbeit. —

Eine Ausdehnung der Seidenindustrie konnte im vorigen Jahrhundert in dem Städtchen Crefeld nicht die genügende Anzahl Arbeiter finden und man war schon gleich damals genöthigt, diejenigen Verrichtungen in nahe Ortschaften zu verlegen, bei welchen es die Betriebsform zuliess: das war die Weberei. Schon 1750 werden zwei Filialen erwähnt, welche die von der Leyen in Geldern und Aldekerk angelegt hatten. In immer weiteren Kreisen dehnte sich nun die Weberei auf das Land hinaus; am Anfange unseres Jahrhunderts wurden die Sammetbänder schon allgemein auf dem Lande¹⁾, die Sammetstoffe noch hauptsächlich in der Stadt Crefeld gemacht; in den 1840er Jahren aber waren den Sammetbändern auch schon die einfachen Samme und die glatten halb- und ganzseidenen Stoffe auf das Land gefolgt. Unter dem Drucke der Schweizer Konkurrenz ging die Weberei immer weiter den

¹⁾ Golbery: Considerations sur le departm. de la Roër. S. 121. — (Ladoucette:) Voyage dans le pays entre Meuse et Rhin. 1818.

billigen Löhnen, auf denen ja die Leistungsfähigkeit der Crefelder Industrie beruht, nach und theilte die Stoffe mit dem geringsten Materialwerth und von der einfachsten Technik bis an die Mosel und über die holländische Grenze an das Landvolk aus. Diese Strömung hat wohl 150 Jahre gedauert und vielleicht hat sie bald ihre Grenzen erreicht; bald werden auch jene Löhne schon zu hoch sein, in plötzlichem Umschlage werden dann die entferntesten Stühle stillgesetzt werden und der Kreislauf von neuem durch die Etablierung der mechanischen Weberei in den Städten beginnen.

Die entferntesten Weber leisten am wenigsten; ihnen gilt das Gewerbe als Winterbeschäftigung für den sonst müssigen Knecht oder für die Magd. Auch in den näher liegenden Bezirken, wo die Weber schon den grössten Theil des Jahres am Stuhle sitzen und die Feldarbeit von der Familie besorgen lassen, gehen sie zur Saat- und Erntezeit aufs Feld und die Fabrikanten haben sich schon auf diese Ausfälle an Lieferungen eingerichtet, welche bei den Samnten, welche nur eine Saison haben, auch weniger nachtheilig sind. Diese Arbeiter fertigen die einfachen Stapelartikel an; die schwierigeren und kunstvolleren, theureres Material enthaltenden Stoffe werden ihnen nicht anvertraut, diese werden ein paar Meilen im Umkreise von Crefeld gewebt, in jenen eigentlichen Weberdörfern, welche in der Einleitung namhaft gemacht wurden und fast alle mit der Industriebahn erreichbar sind.

In der Stadt Crefeld haben sich nur die Kunst- (Paramenten-), Muster- und Modestoffweberei erhalten; diese erfordern sehr kunstreiche Arbeiter, viel Aufsicht und es würde beschwerlich fallen, die Jacquardvorrichtungen alle auf das Land zu transportiren. Zwar finden sich auch heute Stühle auf glatte Stoffe z. B. für Regenschirme und vereinzelt sogar auf Samnte; auf denselben arbeiten aber entweder Greise, welche am Ende ihres Lebens ihre Arbeitsweise nicht ändern wollen oder Mädchen, welche der Vater nicht seiner Aufsicht entlassen will und für welche die Bewegung der schwereren und complicirteren Stühle zu viel Kraftanstrengung erfordert, oder solche Meister, welche aus momentaner Arbeitslosigkeit vorziehen, schlecht gelohnte Stoffe zu weben als völlig zu feiern. Im Allgemeinen kann man aber sagen, dass die Sammtband-, Plüsch- und Sammetstühle ihren Standort ausserhalb der Stadt haben und zwar um so weiter, je einfacher die Gewebe sind. Die Nothwendigkeit der Auswanderung ergibt sich für den Weber aus folgender Berechnung. Nach der Kreisstatistik betrug im Jahre 1869 der Jahresbedarf einer Familie mit drei Kindern: an Nahrungsmitteln 300 M. in Crefeld gegen 270 M. auf dem Lande, an Wohnung 75 gegen 54 M., an Wäsche und Kleidung 60 gegen 51 M., die übrigen Ausgaben blieben sich wohl die gleichen. Ferner findet der Meister in der Stadt

keine Gesellen oder nur gegen einen übermässigen Lohn; vor allem leisten ihm die eigenen Töchter keine Unterstützung in der Weberei, denn sie finden in den Hülfgewerben eine unvergleichlich besser gelohnte Beschäftigung. Der Meister muss also allein arbeiten und verdient in der Stadt etwa 18 Mark wöchentlich; da sagt er sich denn, dass er auf dem Lande mit Gehülfen auf drei Stühlen Sammet leicht 36 Mark verdienen kann, von denen ihm nach Abzug von 12—15 Mark an die Gehülfen doch noch immer 21—24 Mark verbleiben. Daher kommt es, dass in der Stadt Crefeld die Weber meistens allein arbeiten, im Jahre 1867 hatten nur 17,3 Procent derselben zwei und mehr Webstühle, während in dem Landkreise Crefeld, Kempen, Erkelenz, Geldern, Gladbach die entsprechenden Zahlen 49,8, 48,9, 43,4, 43,4 und 34,5 Procent lauteten¹⁾. Dort ist die Weberei lohnender als die Feldarbeit, die ganze Familie sitzt am Webstuhl und Gehülfen sind billiger zu haben. Erst in ganz entfernten, rein landwirthschaftlichen Gegenden, wie in den Kreisen Grevenbroich und Rees beweisen die 20,9 und 29,6 Procent, dass es meist nur ein einziger Stuhl ist, welcher den einsamen Bauer oder seinen Knecht im Winter beschäftigt.

Das Heer der Weber steht schlagfertig und wohlausgerüstet im Felde; vom grossen Hauptquartier aus, der Stadt Crefeld, leiten die Fabrikanten die Kampagne, unterstützt von ihren Intendanten, den Rohseidehändlern, ihren Adjutanten, den Kommiss, und ihren Stabsofficieren, den Werkmeistern. Unter ihrer unmittelbaren Aufsicht finden alle Vorbereitungen zum Siege in der Färberei, Winderei und Schererei und die Vollendungsarbeiten in der Appretur und Packkammer statt. Alle diese Hülfgewerbe haben ihren Sitz in der Stadt, nur die Winderei zieht bereits den Webertöchtern nach in die Vorstädte und näher gelegenen Ortschaften hinaus. Die Arbeiter sind mit Ausschluss der Färber in all diesen Beschäftigungen weibliche, ihre Verrichtungen sind sämmtlich äusserst leichte und alle städtischen Mädchen bis in den Mittelstand hinauf von ihnen und von der damit zusammenhängenden Kravattenfabrikation und Konfektion absorbiert. Aber sie reichen nicht hin, die Nothwendigkeit städtischer Concentration steigert die Löhne ganz unverhältnissmässig hoch, jeder Aufschwung der Industrie führt eine Unzahl Mädchen der Stadt zu und ein ausserordentlicher Ueberschuss derselben in dem Jungfrauenalter von 18—25 Jahr tritt ein (Anlage VII). Damit ist die industrielle Physiognomie Crefelds als Weberstadt völlig verändert; die typische Figur des Spulenen (Spuljungen), jenes Vettters des Pariser Gamin und Berliner Schusterjungen, über

¹⁾ G. v. Hirschfeld: Die rheinische Hausindustrie in der Concordia 1874, S. 161.

dessen rohe, aber witzige Einfälle einst des Abends Gelächter die Strassen hinabschallte, ist verschwunden; die Mädchen treten ihr Regiment in Crefeld an! Fünfzig Procent Ueberschuss der Mädchen in der Wonnezeit des Jugendlebens, — welche Folgen!

Die Ausdehnung der Weberei von Seide, Sammet, Baumwolle und gemischten Stoffen in entlegene Gegenden erschwerte die persönliche Verbindung mit den Crefelder, Gladbacher und Elberfelder Fabrikanten und hatte die Anlage von Factoreien zur Folge: die Firma setzte den Lohn fest und bezahlte ihren Factor ausserdem. Theils waren die an einem Orte für ein Haus arbeitenden Weber nicht zahlreich genug, um dem Factor ein auskömmliches Verdienst zu sichern, theils suchte dieser durch Uebernahme von Bestellungen auch anderer Firmen sich mehr Geld zu machen; kurz die Stellung der Factoren war anfangs die von Kommissionären, welche gegen Provision zu festgesetzten Löhnen die Ketten für verschiedene Firmen unterbrachten. Dies hatte den naheliegenden Missbrauch zur Folge, dass sie durch Verminderung des Lohnes ihre Einnahmen vergrösserten; die Fabrikanten erfuhren das und hörten auf, die Provision zu zahlen. Nun waren die Factoren lediglich auf die Differenz des vom Fabrikanten ausgesetzten und von ihnen gezahlten Weblohns angewiesen, sie übernahmen für immer mehr Firmen Kommissionen und drückten die Löhne immer tiefer. Je weniger eine Gegend Fabrikanten hatte, desto mehr hatte sie Factoren; es gab unter diesen einige so niedrig stehende Individuen, dass sie wöchentlich einige Mal mit dem Schiebkarren in den Ort kamen; je roher und wucherischer solche Factoren waren, desto grenzenloser war die Ausbeutung der Arbeiter. Bei flottem Geschäftsgange war der Weber gesucht und konnte seine Bedingungen stellen, in flauen Zeiten aber, wenn die Fabrikanten selbst keine Arbeit mehr hatten, hielten die Factoren noch einige Ketten aufbewahrt und gewannen 25—30 Procent an dem ohnehin schon stark reducirten Weblohn. Diese Erpressung wurde noch verstärkt durch das Trucksystem und das Halten von Branntweinschenken.

Die Fabrikanten thaten nichts gegen die im stillen schleichende Corruption; sie waren zufrieden, nur ja nichts mit den Arbeitern direct zu thun zu haben. An die Oeffentlichkeit wurden diese Verhältnisse gebracht durch eine Petition der Seidenweber in Kempen vom 25. Oktober 1848 an den Handelsminister; zahlreiche Ortsbehörden unterstützten das Gesuch und es zeigte sich, dass dieser Missbrauch namentlich bei den Baumwollwebern, welche für Gladbach arbeiteten, vorkam. Am 10. Februar 1849 kam es zu einer Vereinbarung zwischen Webern, Fabrikanten und Factoren, wonach den letzteren 10 Procent vom Weblohn bewilligt wurde, für baum-

wollene Hosenzeuge und Biber wurde ein besonderer Satz normirt; zudem wurden die Behörden angewiesen, gemäss den §§ 49 und 71 der Gewerbeordnung bei der Koncessionirung solcher Factoren ihre Zuverlässigkeit zu prüfen¹⁾.

Factoren, und zwar jetzt mit festem Gehalt, haben sich hauptsächlich nur noch in entfernten Gegenden erhalten. Die grossen Factoreien von Elberfeld für Orleansgewebe gingen nach Entstehung mechanischer Fabriken ein, an vielen kleinen Orten etablirten sich selbständige Kaufleute; der Ausbau der Industriebahn in unserem Jahrzehnt ermöglicht den Webern persönlich das fertige Stück zu überbringen. Obwohl er einen halben Arbeitstag verliert, lässt auch der ärmste Weber in Viersen sich die Fahrt nach Crefeld die zwölf Groschen kosten, weil über viele Fehler im Stück durch persönliche Rücksprache leicht ein Ausgleich stattfindet, für welche sonst Abzüge gemacht würden. Für die entfernter wohnenden Weber sind z. B. in Lobberich, Breyel, Grefrath Liefertage eingerichtet, an denen ein oder zwei Mal im Monat ein Associé, Prokurist oder Kommis der Firma die Gewebe entgegen nimmt und beurtheilt. In die ganz entlegenen sogen. Kolonien kommen nur Boten, welche neue Ketten und Kämmen mitbringen und die fertige Waare in die Stadt fahren, wo sie beurtheilt wird und für welche der Bote in der nächsten Woche das Geld mitbringt. Aus der äussersten Zone, wo die versprengten Weber die Anlage einer Factorei nicht lohnen, senden sie ihre Stücke mit der Post nach Crefeld.

Eine technisch controllirende Besichtigung der Gewebe auf dem Stuhl findet durch den Werkmeister statt und dieser hat grossen Einfluss darauf, ob der Weber überhaupt Arbeit und ob er eine lohnende (z. B. gute statt verbrannter Ketten, gemusterte Stoffe statt Sammet) erhält. Daher wird er bei guter Laune erhalten; der Tag der Besichtigung ist ein Tag der Tractamente, manches Huhn, Schinken, Eier wandern umsonst oder zu halben Preisen in seine Küche. Ja sogar das Factorenunwesen, wobei in schlechten Zeiten namentlich von den verschuldeten Webern grössere Provisionen erpresst werden, kommt noch vereinzelt vor und ich selbst bin einem schieläugigen, fuchsrothen Wucherer in einem Dorfe des Kreises Erkelenz auf die Schliche gekommen. Zum Theil liegt die Schuld an den Fabrikanten, welche kein Auge für die Missbräuche ihrer Beamten haben, zum grossen Theil an den Webern selbst, welche sich dergleichen gefallen lassen. —

Eng mit den Geschicken ihrer Meister verknüpft sind die der Gesellen. Bis zum Jahre 1848 waren die ersteren nur die Aufseher über die auf den Webstühlen der Fabrikanten arbeitenden Gesellen; hiefür wie für die Benutzung ihrer Wohnräume

¹⁾ Königl. Regierung zu Düsseldorf, Acta I. III. 9. 7.

erhielten sie ein Drittel des Weblohns; von den übrigen zwei Dritteln hatten die Gesellen die Auslagen für das Spulen, das Säubern der Kette, das Oel für die Lampe, das Papier und Derartiges zu bestreiten und das Aufbäumen selbst zu besorgen. Alle Gründe nun, welche die Meister mit mehreren Stühlen aus der Stadt drängten, vertrieben schon weit früher den Gesellenstand und wiesen demselben die mittlere Zone als Standort an. Aber auch hier war die Existenz bei nur zwei Dritteln des Lohns eine sehr prekäre, und als mit dem Ankauf der Webstühle im Jahre 1848 das Haupthinderniss der selbständigen Niederlassung geschwunden war, hörte das eigentliche Gesellenwesen fast ganz auf. Als kleine Meister beziehen sie den vollen Lohn und haben das doppelte Risiko des Gesellen nicht mehr zu tragen, nämlich ob ihr Meister überhaupt eine Kette erhält, und falls er eine bekommt, ob es doch nur eine einzige ist und der Geselle daher entlassen werden muss. Die gegenwärtig noch vorhandenen männlichen Gehülften sind meist die eignen Söhne vor Ableistung der Wehrpflicht, die erwachsenen Söhne, etwaige Verwandte oder es bleiben auch mehrere Brüder zusammen. Wo ein Meister es noch für vortheilhaft hält, einen Arbeiter zu beschäftigen, zahlt er ihm z. B. in Viersen ein Fixum pro Meter und giebt ihm ausserdem die Kost.

Das Gesellenwesen hat in der Seidenweberei niemals eine Rolle gespielt; das eigentliche Verderben brachten über ihn die — Gehülftinnen. Bei ihren geringeren Anforderungen an das Leben vermögen sie mit zwei Dritteln des Lohnes noch immer zu bestehen, sie verspüren nicht den Drang nach selbständiger Etablirung, und — was auch in der mechanischen Weberei ihnen den Sieg verschafft hat — sie arbeiten mindestens ebenso rasch, wenn nicht flinker und tüchtiger als der Mann. Bei ihnen ist die Disciplin leichter herzustellen, die Genauigkeit der Arbeit und die Gewissenhaftigkeit im Einhalten der Verträge grösser, an Intelligenz und Gewandtheit fehlt es dem Weibe nicht, nur am Jacquard und an den schweren und breiten Stühlen sind die Ansprüche an ihre physische Konstitution zu grosse. Im Weibe hat die Industrie eine gelehrige Kraft und die Gemeinde im Weben eine Arbeit für ein schwer zu beschäftigendes Geschlecht gefunden.

In Crefeld und den Nachbarorten, wo die Frauen in der Winderei beschäftigt sind und das Weben der schweren und complicirten Stoffe für sie zu schwierig ist, hat die Frauenweberei seit den 1840er Jahren zwar auch zugenommen, doch ist sie selten im Vergleich zu den entfernteren Zonen. Hier haben in Folge derselben sich eine Reihe sittlicher Missstände entwickelt, welche Herr Caplan Dr. Norrenberg¹⁾ in seiner Pfarre Viersen eingehend schildert. Töchterlose Wittwer, allein-

¹⁾ Zweiter Jahresbericht des kathol. Arbeiterinnen-Vereins. 1878. S. 17 u. 34.

stehende Junggesellen, Männer mit schwächlichen Frauen sind zumeist darauf bedacht, Mädchen auf ihren Webstuhl zu bekommen. Die Frau wird eventuell in die Fabrik geschickt und die Gehülfin besorgt die Küche und die übrigen Hausarbeiten; finanziell ist das eine glückliche Speculation. Der Meister, der den ganzen Tag mit der letzteren allein in einer Stube arbeitet, tritt bald mit Versuchungen an sie heran; die Begabung der aus den ärmeren Ackerbaudistricten herübergekommenen Mädchen ist eine sehr geringe, die Verführung hat bei ihnen leichtes Spiel und sie werden bald die Beute des Mannes. Es sind Fälle vorgekommen, wo fremde Mädchen und zwar im Alter von 16 Jahren im Ehebruch geschwängert worden sind. Die Frau, die jedesmal von Eifersucht gequält nach Hause zurückeilt, tobt und wüthet und stürzt sich, da ihr durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit des Doppelverdienstes die Unmöglichkeit einer Aenderung vorgehalten wird, schliesslich selbst in die Arme der Unzucht. In andern Fällen ist die Fabrikarbeit der Frau auf die Faulheit des Mannes zurückzuführen, der obwohl arbeitsfähig während ihrer Abwesenheit die Pfeife im Munde und die Schnapsflasche zur Seite über dem brodelnden Kessel wacht oder sonst im Hause herumdamelt.

Während der Meister am Webstuhl sitzt, säubert sein Weib ihm die Kette von allen Knötchen und Unreinlichkeiten und die Kinder sitzen auf einem Schemel vor dem Spulrade und lassen durch ihre Trittbewegung die Fäden von der grossen Bobine auf die kleinen Spulen ablaufen, die in dem Schiffchen befestigt werden, mit welchem der Vater durch die Kettfäden schießt. Ihre Arbeitszeit ist eine sehr verschiedene. Ein Sammetweber, welcher wenig einzuschiessen hat und viel Zeit bei dem Aufschneiden der Decke verbraucht, setzt täglich das Spulrad etwa auf zwei Stunden in Bewegung, ähnlich ein Weber von schwierigen Stoffen; dagegen geht bei einem Weber von glatten Seidenstoffen das Spulrad den ganzen Tag und dann muss noch die Mutter helfen. Je mehr Stühle im Webwinkel und je weniger Kinder, desto länger bleiben die Kleinen an die Arbeit gefesselt und auf sie passen die Schreckensbilder, wie sie namentlich die Gladbacher Baumwollfabrikanten entwerfen. Kinder von fünf Jahr an sitzen dann in der unbequemsten Lage, mit zusammengezogenen Beinen und gebücktem Rücken in überfülltem Raume am Spulrade und versäumen darüber die Schule. Oder falls sie dieselbe auch besuchen, müssen sie oft um 6 oder halb 7 Uhr Morgens an die Arbeit, so dass sie z. B. in Hüls gar keine Fortschritte machen, weil sie schon ermüdet in die Schule kommen; in den Freistunden und des Abends bis 8 Uhr wird den kleinen Fibelschützen keine Ruhe gegönnt und Eltern mit grosser Kinderschaar senden einige davon in grössere Werkstätten, um das tägliche Brot

zu verdienen. Entsetzen packte mich, als ich in Barmen oben in einer Dachkammer in den letzten Tagen des Septembers um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Abends, also bei völliger Dunkelheit, einen siebenjährigen Knaben fand, der vergebens der schmalen Luke näher rückte, um den Faden zu sehn, den er über seinen Finger ablaufen liess.

Mit dem 14. und 15. Jahr beginnt für die Knaben das Weben, oft aber auch schon mit dem 11. und 12. Jahr und der Polizeidiener in Anrath hatte beispielsweise an einem Tage 14 Kinder zu holen, welche darüber die Schule versäumt hatten. Die Kinder der Weber erlernen das Gewerbe rasch, sie haben die Technik stets vor Augen, sehen hier und da einen Handgriff ab und sind gewissermassen zum Handwerk geboren. So hat sich in der Crefeld-Viersener Gegend ein erblicher Stand von Webern herangebildet, schon in zweiter, dritter Generation am Spulrad aufgewachsen und hinter dem Webstuhl gross geworden, bereits mit allen leiblichen, geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten einer traditionellen Arbeit; jedes Geschlecht hat der langen Reihe von Erfahrungen einige kleine Geheimnisse neu hinzugefügt und die Geschicklichkeit der Hand erhöht, welche mit der Zeit eine erbliche Qualität geworden ist.

Die fremden Kinder machen gewöhnlich eine Lehrzeit von drei Jahren durch, meist ohne schriftlichen Kontrakt. In den ersten zwei Jahren erhalten sie gewöhnlich die Hälfte, im dritten Jahr zwei Drittel des Weblohns; sie wohnen und essen bei ihren Eltern, nur landfremde Lehrlinge wie früher die aus Hessen oder von der Eifel wohnten beim Meister und wurden von ihm beköstigt. Aber wie das Gesellenwesen, so löste sich auch das Lehrlingswesen auf; auf der Höhe einer günstigen Konjunktur, wo auch die schlechteste Arbeit gut bezahlt wird, ist dasselbe fast gänzlich geschwunden; nach Krisen und in normalen Zeiten finden sich wieder Knaben ein, welche etwas lernen wollen, bevor sie selbständige Meister werden. Die Fabrikanten brechen namentlich während flotten Geschäftsganges in laute Klagen aus über die schlechten Leistungen der Weber; nicht zum geringsten Theile tragen sie selbst aber die Schuld daran. Durch die künstliche Ueberspannung der Production stellen sie die unfähigsten Leute als Weber an, Bauern und andere Arbeiter; da ist denn doch ein Lehrling, welcher $\frac{1}{2}$ —1 Jahr bereits gewebt hat, mindestens ebenso befähigt, und diese Gruppe junger und ungelernter Neulinge in der Industrie ziehen dann dem gesammten Weberstande den Vorwurf mangelhafter Leistung zu.

Die technischen Fertigkeiten des professionellen Weberstandes in der Crefelder Gegend sind ganz vortreffliche, auch die höhere technische Bildung ist verhältnissmässig weit verbreitet und zu den kunstvollsten Mustern finden sich immer zehn statt eines Webers. Die feineren Künste des Patronirens

sind vielen bekannt und durch zahlreiche Webeschulen, besonders durch die städtische verbreitet worden. An den Webern liegt es also nicht, wenn die gemusterten Stoffe in Crefeld keinen Boden gefunden haben; die Schwierigkeiten, welche sich einer Einführung derselben entgegenstellen, sollen an einem anderen Orte von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt werden.

III. Die Geschichte der Seidenweber.

Die Lage der Seidenweber war im vorigen Jahrhundert eine gleichmässige und gesicherte. Die wenigen grossen Firmen hatten beträchtliche Kapitalien in ihren eigenen Hülfgewerben stecken und die geschickten Weber waren so selten und unentbehrlich, dass die Unternehmer an einer fortlaufenden Ausnutzung ihrer Kapital- und Arbeitskräfte ungemein interessiert waren; sie fabricirten viel auf Lager und zahlten andauernd Löhne von einer gewissen Höhe; dafür hielten sie sich schadlos am Waarenpreise. Das änderte sich allmählich in unserem Jahrhundert: das Absatzgebiet dehnte sich aus, sowohl die internationale Konkurrenz fremder Länder wie die innere neu etablierter Firmen trat ein und die Waarenpreise begannen zu schwanken und zu sinken; die Fabrikanten, namentlich die jüngerer Firmen, fühlten keinerlei Verpflichtung, ein für sie kostspieliges patriarchalisches Verhältniss anzubahnen, sie hatten auch nicht die Mittel, viel auf Lager arbeiten zu lassen, sondern beschäftigten die Arbeiter, solange sie einen Vortheil dabei fanden, und entliessen sie, wenn die Preise ihnen keinen Nutzen mehr boten; die Anzahl der geschickten Arbeiter war schon sehr gewachsen, die Furcht vor ihrer Verführung und dem Verrath der Fabrikgeheimnisse aufgegeben und alle Motive der Rücksichtnahme auf sie geschwunden, — die Arbeiter sind es, welche nun einen grossen Antheil am Wechsel der Konjunktur in Gestalt von Arbeitslosigkeit und erniedrigtem Lohn zu tragen bekommen. Dann fallen sie in ihrer Noth der Sorge von Gemeinde und Staat anheim.

Nachdem die ersten wenigen guten Jahre des Rückfalls von Crefeld an Preussen, wo noch der Westen und schon der Osten seiner Ausfuhr offen standen, verdrauscht waren, als sowohl Frankreich wie auch Polen und Russland verschlossen wurden und im Rheinland selbst die Binnenzölle hemmend in den Weg traten, als schlechte Ernten die Preise der Lebensmittel furchtbar in die Höhe trieben, als das baare Geld zu mangeln anfang und die heimischen Märkte von ausländischen Waaren überschwemmt wurden, da wimmelte es von Arbeits-

losen und Landstreichern, welche kaum alle im Strassenbau beschäftigt werden konnten¹⁾. Es verlor Crefeld seinen sicheren Stapelartikel, die keinem Wechsel der Mode unterliegenden Landestrachten in Russland und Polen in Folge der überschwänglichen Zollerhöhung; die Fabrikation wurde gezwungen, die Richtung auf mehr oder weniger der Mode folgende Zeuge zu nehmen. Dadurch setzte es sich der Konkurrenz von Lyon und Zürich aus; beide Orte arbeiteten unter günstigeren Lohnverhältnissen für die Fabrikanten: ersteres mit einem nach der Konjunktur schwankenden, letzteres mit sehr niedrigem Arbeitslohn. Letzteres griff den Crefelder Stapelartikel, glatte Seidenstoffe, mit aller Energie auf, verwandte so schlechtes Material dazu, wie ein rheinischer Weber sich nicht gefallen liess, und nachdem die wenigen Jahre ansteigender Nachfrage, in denen Crefeld den alten Umfang seiner Industrie aufrecht erhalten und damit die Ueberproduction beschleunigt hatte, vorüber waren, schlugen die Züricher Seidenstoffe die Crefelder so entscheidend auf der Leipziger Messe, dass diese sich vor die Alternative einer Aufgabe der Stofffabrikation oder einer Herabsetzung des Lohnes gestellt glaubten. Der damals allgemeinen Tendenz in der deutschen Industrie folgend, erniedrigten alle vierzehn Firmen bis auf eine den Weblohn für glatte Seidenstoffe um 15 Procent, bei der herrschenden Ungleichheit aber nicht alle Löhne und nicht in gleichem Verhältniss; zugleich wurden die aus sehr verschiedenen und zum Theil aus ganz alten Zeiten stammenden Anwerbelöhne (Handgelder) nach einem gemeinsamen Massstab möglichst geebnet. Daneben beantragten sie bei der Regierung eine Zollerhöhung und suchten sich durch verbesserte Färberei und sorgfältigere Fabrikation konkurrenzfähig zu erhalten²⁾.

Die Arbeiter hatten schon im Oktober durch Plakate Drohungen ausgestossen, dennoch wurden am 3. November 1828 die Löhne nach der neuen Taxe ausgezahlt. Da brach der Unwille unter den Seidenstoffwebern hervor; in der Nacht zogen sie mit Geschrei durch die Gassen und warfen missliebigen Fabrikanten die Fenster ein. Am nächsten Vormittag ein neuer Auflauf; gegen Mittag zog der Haufe zum Thor hinaus, um Nachts die Stadt wieder heimzusuchen. Da traf eine Schwadron Husaren ein. Das waren die Thaten des „Wippchen's Corps“, dessen Erinnerung noch bis heute im Volke fortlebt und dessen Spottruf sich als Karnevalslied erhält:

He finale, popp, popp, popp,
Eene löpt de Berg herop,
Kleivott, Look en de Box,
Jethe looks Lohn!

¹⁾ C. W. Grote: Hist.-geogr.-stat.-literär. Jahrbuch für Westfalen und Niederrhein 1818, II, S. 180.

²⁾ Rathhaus zu Crefeld, Acta 73, Heft 6, Bericht v. 4. u. 11. Nov. 1828, — auch 3. Heft 6 u. 11.

Den Kaufleuten fuhr ein panischer Schrecken durch alle Glieder; von der Leyen deponirte eine Lohnliste auf dem Rathhause, welche in streitigen Fällen gelten sollte, sie kam aber nie zur Anwendung. Seine Kollegen suchten sich nachträglich am 1. December Muth zu machen durch Errichtung einer Sicherheitswache, welcher alle Männer von 21—50 Jahren beitreten mussten; sie hatten die Kraft des Volkes fürchten gelernt und wussten 20 Jahre später sich davor zu hüten. Das war das Vorspiel zukünftiger Ereignisse.

Jene Lohnreduktion erwies sich keineswegs als wirksam, einige der grössten Fabrikanten mussten noch ausserdem eine Anzahl von Webstühlen, welche sie nicht beschäftigen konnten, von den Webern einziehen; dazu traten verschlimmernd die Ereignisse des Jahres 1830. In der Folgezeit hob sich aber trotz der Schweizer Konkurrenz die Seidenbranche wieder und fand namentlich in Nordamerika guten Absatz, während auf dem Kontinent die Leipziger Messe der lohnendste Markt blieb.

Mit wechselnder Gunst eilten die Jahre dahin, bis 1846 sämmtliche Umstände sich gegen Crefeld verschworen zu haben schienen. Die Mode war ungünstig, der Absatz in Nordamerika und im Zollverein stockend, die Handelsvermittlung mit dem Orient durch die Einverleibung Krakau's unterbrochen, die Missernte in Europa allgemein; die Fallimente auswärtiger Häuser erschütterten allen Kredit. Von 8000 für Crefeld arbeitenden Webstühlen geriethen 1000 in der Stadt und 2000 auf dem Lande in Stillstand, direkt kamen 4500 Personen, indirekt 12,000 ausser Brot. Das folgende Jahr brachte zwar eine bessere Ernte, sonst zeigte es das gleich trübe Bild. Einige Fabrikanten, die geringen Löhne auf dem Lande benutzend, liessen dort mehr als in der Stadt arbeiten und erhöhten dadurch hier das Elend. Die städtischen Arbeiter begannen auszuwandern; während Crefeld sonst jährlich um 1000—1200 Einwohner zunahm, verminderte es sich in diesem Jahre um 51 Personen, obwohl die Geborenen die Gestorbenen um 400 übertrafen. Auf dem Lande überall das gleiche Bild: eingezogene Stühle, lange Ablieferungstermine und geschmälerter Verdienst; Meister arbeiteten für Gesellenlohn, Fabrikanten mit gewöhnlichen Meisterlöhnen konnten nicht mehr konkurriren. Allenthalben grosse Lagerbestände, Geld- und Kreditmangel, Fallissements! Voll Besorgniss ruft der Magistrat aus: Nur ein Mal Geldmangel für Bezahlung der Löhne zur rechten Zeit, — wer weiss, was dann geschehen kann¹⁾!

Kam das Jahr 1848 mit seinen Ereignissen. Mehrere Bestellungen wurden zurückgenommen, die Lagerbestände schwellen an, die Arbeitslosigkeit und das Elend erreichten

¹⁾ a. a. O. Acta 14. Heft 8. Zeitungsbericht April — Mai 1847. — Jahresberichte der Handelskammer.

den höchsten Grad. Die einfachsten Rücksichten gegenüber den Arbeitern wurden nicht mehr genommen, die Missbräuche der Kaufleute und ihrer Untergebenen traten in ungeschminkter Nacktheit zu Tage, die totale Abhängigkeit der Weber war offen dargelegt. Es zeigte sich, dass die patriarchalischen Zustände thatsächlich mit der Wurzel beseitigt waren, die ihnen entsprechenden Rechtsverhältnisse sich aber erhalten und thatsächlich wie rechtlich die Arbeiter an den Folgen der schlimmen Konjunktur zu tragen hatten. Ein Gedanke, welcher seit Jahrzehnten bei ihnen gedämmert, gedieh nun zur Reife: dass, wenn die Fabrikanten nicht mehr die alte Pflicht fühlten, in Nothzeiten etwas für ihre Weber zu thun, diese sich selbst die Rechte nehmen müssten, welche ihnen eine sociale und wirthschaftliche Selbständigkeit verbürgten. Nicht nur um die Beseitigung einzelner Missbräuche handelte es sich, welche der grosse Sturm mit Leichtigkeit wie Schnitzel davonkräuselte, es handelte sich um viel mehr, um eine ganz neue Rechtsauffassung des Weberstandes, um eine veränderte Organisation desselben, um seine Erhebung vom ausgebeuteten, besitzlosen, mit fremdem Werkzeug thätigen Arbeiter mit völlig schwankendem Verdienst zu selbständigen Handwerksmeistern mit ganz gleichmässig gesichertem Einkommen. Der proletarische Weber sah sein Ideal im kleinen Bourgeois. Da gab es keinen Arbeiter, der nicht unfreiwillige Muse gehabt hätte, im Stübchen allein und im Wirthshause mit den Genossen alle Vergewaltigungen zu durchdenken und zu besprechen. Ein Register von Beschwerden und Forderungen war entstanden, so lang, so stürmisch gefordert und so — berechtigt, dass dieselben nicht länger versagt werden konnten.

Es war die höchste Zeit, als am 18. März je vier Mitglieder der Handelskammer, des Gewerbegerichts und des Gemeinderaths zusammentraten, Fabrikanten und Weber cooptirten und unter Vorsitz des Oberbürgermeisters die Missstände zu untersuchen begannen. Aber noch fehlte es an ernsterem Zwange und an einem Drucke von aussen. Die Excesse vom 21. März wurden eine heilsame Mahnung. Die Angst der Bürger stieg aufs Aeusserste, die Einen fürchteten wieder für ihre Fenster, die Andern sahen bereits das rothe Gespenst. Unter diesen Eindrücken kam die Vereinbarung vom 27. März zu Stande¹⁾.

Was brachte das Jahr 1848 den Webern?

Vor allem die Abstellung von Missbräuchen der Werkmeister und Faktoren; die Provision der letzteren wurde fixirt und ihre Zuverlässigkeit von der Behörde geprüft.

Einen zweiten Erfolg erzielten sie mit dem Ankauf sämmtlicher Webstühle. Und mit diesen ihren eigenen Ge-

¹⁾ Kgl. Regierung zu Düsseldorf I. III. 9. 7.

räthen liessen sie sich gesetzlich zu selbständigen Handwerksmeistern erklären. Ob sie damit ihre Staats- und Gemeindeflasten vermehrten und die Fabrikanten von manchen Verpflichtungen, z. B. von Beiträgen zu den Unterstützungskassen, entbanden, — das galt ihnen gleich. Ihren Abschluss fanden diese Bestrebungen in der Bildung der Weber- und Wirkerinnung, welche für die inneren Angelegenheiten an Stelle des willkürlichen Beliebens der Kaufleute die Selbstverwaltung der Weber setzen sollte. Mit einem Schlage entpuppte der Arbeiter sich als Handwerksmeister und selbst das zierliche zünftlerische Zöpfchen fehlte nicht, denn kein Meister sollte mehr als vier Webstühle (ausgenommen auf Sammet) beschäftigen und kein Fabrikant Mädchen (ausgenommen die Töchter verstorbener Meister) zum Weben annehmen.

Und auf einen Wurf erreichten die Weber noch ein weiteres Ziel. Was half ihnen die formelle Selbständigkeit des Handwerksmeisters, was nützte ihnen der Ankauf ihrer Geräthe, was besserte sich ihre Lage durch ein Verbot der Abzüge seitens der Faktoren, wenn ihr Lohn, die Basis ihrer Existenz, ein so schwankender war, dass sie keinen geordneten Haushalt zu führen vermochten? Der Brennpunkt, in welchem seit nunmehr fünfzig Jahren alle Bestrebungen der Crefelder Weber zusammenlaufen, ist die Sicherung eines gleichmässigen Verdienstes und dessen Anerkennung durch eine vereinbarte geschriebene Lohnliste. Garantie eines Jahr aus, Jahr ein gleichmässigen Einkommens, das war es, was die Weber durch die Vereinbarung vom 27. März 1848 erreicht zu haben glaubten, als sie diejenigen Sätze, welche bei den die höchsten Löhne zahlenden Firmen üblich waren, als allgemein verbindliche feststellten. — Durch diese Lohnliste wird der Kernpunkt des Gegensatzes zwischen Arbeiter und Kaufmann getroffen; sie sichert den ersteren ein fixes Quantum vom Produktionsertrage der Industrie und setzt den letzteren eine feste Schranke. Durch sie wird ein ewiger und unversöhnlicher Gegensatz kurzer Hand entschieden. In der Lohnliste sehen noch heute die Weber das alleinige Heil gegen ihr Elend, um sie schaaren sie sich in einhelliger Ueberzeugung, und wenn sie je dereinst als Jünger ihrer Volkspropheten wieder einmal den Fabrikanten entgentreten sollten, so wird es geschehen drohenden Blickes mit jenem Büchlein in der Hand. Gleichmässigkeit der Lohnsätze ist ihre Forderung, Lohnliste ihre Losung!

Es war am Mittag des 27. März 1848, als die Vereinbarung auf dem Rathhause unterschrieben war. Eine freudige Stimmung bemächtigte sich der Stadt; die Fabrikanten sahen das Gewitter vorüber ziehen, die grollenden Weber waren froh, ihre Absichten friedlich erreicht zu haben, und hofften arglos auf

die Einhaltung der gegebenen Versprechungen. Mehrere tausend Arbeiter, Arm in Arm, die Kommissionsglieder und Fabrikanten in ihrer Mitte, ein Musikkorps an der Spitze, deutsche Fahnen schwingend, zogen jubelnd durch die Strassen und boten der Stadt ein nie gesehenes Schauspiel. Abends waren einige Häuser illuminirt, das Fest der Arbeiter dauerte bis in die Nacht.

Auch Viersen hatte sein Revolutiönchen. Die Weber zogen vor des Freiherrn von Diergardt Haus und trugen ihre Beschwerden vor. Jener antwortete in einer beruhigenden und sehr schönen Rede; am andern Morgen wurde erhöhter Lohn ausgezahlt, aber bei jedem Weber ein Stuhl stillgesetzt. Das kam so unerwartet, die Arbeiter waren vollkommen perplex und konnten nicht einmal recriminiren, denn der Freiherr war in der nämlichen Nacht — nach Berlin abgereist. —

So war denn die grosse Umwälzung in der Lage der Seidenweber durchgeführt, die Selbständigkeit derselben und ein gleichmässiger Verdienst waren schriftlich garantirt, — und gerade jetzt fügte es das Schicksal, dass die Lohnschwankungen in bisher unbekanntem Masse begannen und unter dem Schutze einer rechtlichen Institution, des Arbeitsbuches, durch das Vorschusswesen¹⁾ eine förmliche Sklaverei der Weber sich ausbildete.

Die zweite Hälfte des Jahres 1848 wurde leicht überwunden. Nothstandsvereine bildeten sich überall, der Staat gab 20000 Thaler und eine Ausfuhrprämie von 10 Procent auf Seidenwaaren; das wurde von den Fabrikanten benutzt. Die Konkurrenz Frankreichs war wegen der inneren Wirren unbedeutend, auch in der Schweiz wurde nicht viel gearbeitet, eine Ueberführung des amerikanischen Marktes war daher nicht zu befürchten. Im nächsten Jahre stieg die Nachfrage, die Rohseide war billig, die Fabrikanten versorgten sich mit derselben, die Arbeiter verdienten gute Löhne und hatten billige Lebensmittel.

Die günstige Konjunktur traf besonders die Sammetbandbranche, mit dem Centrum in Viersen. Die dortige Industrie hatte einen solchen Aufschwung genommen, dass in der kurzen Zeit von 1838—51 die Anzahl der Fabriken von 3 auf 16 gestiegen war; 1852 wurden etwa 25 Procent Arbeiter mehr als im Vorjahre beschäftigt und im folgenden Jahre ging eine

¹⁾ a. a. O. I. III. 5. 1. Bericht des Regierungs-Ass. Bredt v. 10. Juli 1853. — I. III. 24. 2. Jahresber. des Fabr.-Gerichts zu Gladbach vom 12. Okt. 1841, 2. Dec. 1844 und 6. Okt. 1853. — I. III. 5. 1. Eingabe von Berger u. Co. in Gladbach v. 6. Juni 1853. — I. III. 2. 2. Bericht der Crefelder Handelskammer v. 28. Sept. 1855, — Petition der Crefelder Weberinnung v. 2. Nov. 1858 u. 22. Febr. 1860, — Bericht an den Oberpräsident. v. 20. Dec. 1859. — Jahresberichte der Handelskammer v. Gladbach für 1854 und 1857.

beträchtliche Anzahl Arbeiter aus anderen Gewerben zur Sammetfabrikation über. Diese Weberei ist äusserst leicht zu erlernen und wurde so ausserordentlich hoch bezahlt, dass z. B. ein elfjähriger Knabe in Viersen am Sammetbandstuhl 5 Groschen täglich verdiente, andere Knaben brachten es sogar auf 10 — 15 Groschen und die Männer verdienten 6—7 Thaler wöchentlich. Allenthalben fehlte es an Arbeitern, besonders den jungen Firmen; Fabrikanten und Kommis zogen aufs Land hinaus, durchstrichen die Dörfer und beredeten Jedermann, Weber zu werden. Waren die Arbeiter nicht durch ein gewöhnliches Gespräch zu fangen, so bestellten sie sie ins Wirthshaus; versagte auch dieses Mittel, so war die beliebteste und wirksamste Lockspeise dieser „Seelenverkäufer“, Geld als Vorschuss anzubieten, welches später abgearbeitet werden sollte; schon engagirte Weber wurden durch Angebote höheren Vorschusses abspenstig gemacht; das Vorschussgeben war zu einem periodisch wiederkehrenden Werbemittel geworden. — Wie gewonnen, so zerronnen! Wucherisch erhalten, wurden diese Summen auch leichtsinnig verausgabt; fast nie zu dauernden Anlagen verwendet, gingen sie in Spiel und Trunk wieder auf; die Kurzsichtigen waren es, welche die Vorschüsse annahmen. Nicht weil die Arbeiter Vorschüsse bedurften, wurden sie ihnen ausgetheilt, sondern ihren Leichtsinn benutzend, wurden dieselben ihnen fast aufgedrungen. Da gab es Seidenweber mit zwei bis drei Stühlen, die mit 60—100 Thalern, andere mit sechs Stühlen, die mit 200 bis 300 Thalern beliehen waren. Dieses System herrschte vor allem auf jenem Grenzgebiet zwischen Viersen und Gladbach einerseits und Erkelenz, Heinsberg, Waldfeucht andererseits, wo die Sammet- mit der Baumwollenindustrie in einen Kampf um die Weber trat. Crefeld war stets der angreifende Theil; in unregelmässigen Ueberfällen drang es in des phlegmatischen Feindes Land ein und suchte dessen Arbeiter sofort thatsächlich wie rechtlich in Fesseln zu schlagen, damit sie beim Rückgang der Löhne nicht wieder fortgingen. Das Vorschusswesen war schon alt, von grösserer Bedeutung wurde es erst beim Aufschwunge der Sammetindustrie in den Jahren 1843—1844 und gelangte zur üppigsten Entfaltung 1853 und in den folgenden Jahren.

So lange die Konjunktur eine günstige blieb, war an ein Zurückfordern des Vorschusses nicht zu denken: ein anderer Kaufmann hätte denselben gern auf das Arbeitsbuch übernommen. Das Buch war ja dem Arbeitgeber Bürgschaft genug; ohne dasselbe konnte der Weber andere Beschäftigung nicht finden und es trieb ihn, so lange er noch ehrlich war, endlich der Hunger wieder zur Arbeit und er beeilte sich, so rasch als möglich ein Stück zu liefern, um entweder zur Abrechnung oder zu einem neuen Vorschuss zu gelangen. Trat

aber der Rückschlag ein, wie nach der grossen Krisis von 1857, so wurden die Weber namentlich von den jungen Firmen massenhaft entlassen und das Arbeitsbuch in ihre Hände gedrückt, die Angabe ihrer Schuld und oft auch eine Bemerkung über ihre sittliche Führung enthaltend. Mit dieser Zeugenschaft ihres Leichtsinnes klopfen sie nun an anderen Thüren vergebens um Arbeit an, gewissermassen zur Sühne sündiger Selbsterniedrigung. Fast niemals fand der Weber einen andern Fabrikanten, denn keiner wollte für einen Fremden in arbeitsloser Zeit eine Schuld übernehmen. Kaufte aber ein Arbeitgeber den Weber vom Andern los, so geschah es nur um den Preis einer noch höheren Summe und eines noch tieferen Druckes.

Oder die Weber wurden in Arbeit behalten und von dem ohnehin verkürzten Lohne kleinere und je nach der Verlegenheit der Fabrikanten auch grössere Raten abgezogen. Der Mangel dauerte dann um so länger, je grösser die erhaltenen Vorschüsse gewesen. War ferner der Kaufmann ausser Stande, mehr als zwei Webstühle zu beschäftigen, so konnte der Weber auf den dritten doch keine Arbeit erhalten, da der neue Arbeitgeber nach dem Gesetz die auf drei Stühlen lastende Schuld auf einen hätte übernehmen müssen. So war der Weber in eine wohlberechnete Abhängigkeit verstrickt, welche ihn allen Zumuthungen seines Brotherrn in Bezug auf Lohn und Material preisgab. Das nannte man die „goldene Kette“, an welcher der Arbeiter lag. Durch Lohnherabsetzungen während der höchsten Nothzeit wurde der Loskauf immer schwieriger, jede geordnete Wirthschaft fast ganz unmöglich, die Demoralisation auf allen Lebensgebieten war eine ausserordentliche und das Abhängigkeitsverhältniss gleich, nach den Worten der Staatsregierung, der Leibeigenschaft früherer Jahrhunderte.

Die verpfändeten Weber waren ebenso billige wie zu Allem willige Arbeiter und mit dem Vorschusswesen wurde sinnreich das Trucksystem verflochten, ja es kam sogar ein Fall vor Gericht, in welchem der Arbeiter contractlich gebunden war, seinen Lohn in Waaren zu nehmen.

Die hohen Vorschüsse und damit des Uebels ganzer Kern beruhten auf den gesetzlichen Bestimmungen über das Arbeits- und Quittungsbuch¹⁾. Indess war weder das eine, noch das andere seiner Umständlichkeit wegen üblich, man begnügte sich mit sogenannten Losscheinen, in welchen die Schulden

¹⁾ Meine Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung und Verwaltung zu Gunsten der Fabrikarbeiter in Preussen in d. kgl. preuss. statist. Zeitschrift 1877, S. 73 u. 74. — Motive zum Gesetzentwurf betr. die Aufhebung der bisherigen französischen Bestimmungen über die Arbeitsbücher in den Drucksachen des Abg.-Hauses 1860, Bd. IV. No. 165 und der Commissionsbericht.

des Arbeiters oder Meisters an den bisherigen Arbeitgeber ohne Rücksicht auf einen besondern Webstuhl vermerkt wurden; der neue Arbeitgeber, welcher sich den Losschein vorzeigen lassen musste, galt für die Tilgung dieser Schuld nach Massgabe specieller Vorschriften, und wenn der Arbeiter keinen Losschein hatte, für diese Schuld unbedingt haftbar. Durch dieses Institut des Buchführens wurden die Kaufleute einmal hinsichtlich ihrer Vorschüsse durch Einhalten am Lohne, zweitens hinsichtlich des Vertragsbruchs der Arbeiter sicher gestellt und das Abspenstigmachen seitens der Konkurrenten verhindert.

Unaufhörlich seit dem Jahre 1839 trug das Fabrikgericht zu Gladbach unter Beeinflussung seines Präsidenten, des Freiherrn von Diergardt, auf die Beseitigung des Vorschusswesens an, und auch die Rechtskräftigkeit der formlosen Losscheine wurde durch die Erkenntnisse des Landgerichts zu Düsseldorf vom 12. Oktober 1838 und des Rheinischen Revisions- und Kassationshofs vom 14. December 1852 verneint; die grosse Mehrzahl der Gewerbe- und Handelsgerichte legte jedoch denselben die Rechtskraft der Quittungsbücher bei. Endlich nahm sich der Freiherr von Diergardt ernstlicher der Angelegenheit an; er beschäftigte einen Weber, welcher einem früheren Arbeitgeber 400 Thaler schuldete, und wurde auf Ersatz des Vorschusses verklagt. Die Sache kam bis zum Obertribunal und dieses wies den Kläger ab aus dem Grunde, dass die Losscheine nicht die Quittungsbücher ersetzen könnten. Nun begannen einzelne Gewerbegerichte die letzteren auszugeben; der Justizminister verbot es; in Crefeld fuhr man trotzdem fort und verausgabte vom 1. Oktober 1858 bis zum 9. Juli 1859 für 4648, seit dem 9. Juli 1859 für 821 Webstühle Quittungsbücher.

Die Weber standen dieser Bewegung gegenüber schwankend da. Waren sie ja doch auch Arbeitgeber, und wie sie den Fabrikanten, so waren ihnen die Gesellen verschuldet. Da warf sich denn die ehrsame Weber- und Wirkerinnung der Stadt Crefeld in die Brust und petitionirte am 15. März 1858 um Arbeitsbücher für ihre Gesellen und Lehrlinge, um die Dauer ihrer Lehrzeit nachweisen zu können. Als dieses Gesuch aber gar keine Folgen hatte, da riefen die Weber: nun aber auch gar keine Bücher, und setzten in ihren Petitionen an das Abgeordnetenhaus vom Jahre 1858 und 1860 die Missbräuche des Vorschusswesens klar auseinander sowie die Nothwendigkeit, dass sie als „freie, selbständige Handwerksmeister“ keinerlei Buchführung unterliegen dürften. Unterstützt wurden sie in ihrer Agitation von den Besitzern der Baumwollfabriken in Gladbach, den geschworenen Feinden der Sammetkaufleute, welche durch höhere Löhne ihre Arbeiter verführten und durch längere Arbeitszeit die Kinder

lohnender und ohne gesetzliche Kontrolle in der Hausindustrie beschäftigten.

Bei genaueren Nachforschungen erwies es sich, dass das Vorschusswesen und das Losscheinsystem nur in den Webergegenden um Crefeld und Viersen herrschten; im bergischen Lande waren diese Missbräuche gar nicht bekannt und in den Kohlen-, Eisen-, Tuch- und Tabakbezirken gab es nur grosse Etablissements mit Fabrikarbeitern ohne Besitzthum, welches doch Vorbedingung der Kreditgewährung ist. Nur in Aachen war das Arbeitsbuch noch üblich, doch auch nicht allgemein; die Vorschüsse beliefen sich nur auf einen Thaler und wurden den Tuchwebern bei Ablieferung eines Viertels oder Drittels des Stücks, eines sogenannten Quartiers, als Theilzahlung gewährt. Mit der Ausgabe von Quittungsbüchern handelte es sich also um die Einführung eines völlig neuen Instituts und die Regierung schlug daher die Aufhebung der betreffenden französischen Gesetze über das Arbeits- und Quittungsbuch vor, welche in Anbetracht der eklatanten Missbräuche des Vorschusswesens am 8. Juni 1860 ohne Widerrede erfolgte.

Zu ernsteren Beschwerden hat die Aufhebung des Arbeitsbuches nicht geführt und ein begründeter Wunsch nach seiner Wiedereinführung ist nicht ausgesprochen worden. Das Ertheilen grösserer Vorschüsse ist damit beseitigt worden, jedoch ist es Sitte geblieben, den Webern etwa fünf Thaler bei jeder Kette im Voraus zu geben, für deren Rückerstattung man im Lohne eine Garantie hat. Das führt bei ansteigender Konjunktur zu dem Missstande, dass die Weber nachlässig arbeiten, weil sie einen grossen Theil ihres Lohnes anticipirt haben und der Sporn zu fleissiger Arbeit fehlt. Der gegenwärtig in einigen Fabriken geforderte Losschein hat einzig die Bedeutung einer Quittung über vollständige Ablieferung des anvertrauten Rohmaterials und Geräthes an den früheren Arbeitgeber. Der Behülfschein hingegen enthält die Erlaubniss für den Weber, mit dem Lyoner Stuhl, den Kämmen, dem Jacquard und Harnisch für ein fremdes Haus arbeiten zu dürfen.

Die Konsequenzen des Vorschusswesens traten am schrecklichsten nach der Krisis von 1857 zu Tage. Nunmehr begann ein Rückgang, welcher verstärkt wurde durch die grosse Seidenraupenkrankheit seit 1859. Die Lage der Weber wurde eine andauernd schlechte und erreichte im Jahre 1866 ihren tiefsten Stand, als während des Krieges drei Viertel aller Stühle in der Stadt ausser Thätigkeit gesetzt wurden. In den fünf Jahren 1858—62 stiegen die Zuschüsse der Gemeindekasse für Armenpflege von 34251 auf 47730 Thaler und diese Last wurde so unerschwinglich, dass die Stadt das alte System der Armenpflege aufgab und zum Elberfelder System überging; dennoch wuchsen auch noch jetzt die Zuschüsse 1863—66

von 37298 auf 59469 Thaler¹⁾. Von einem Einhalten der Lohnliste war keine Rede, zumal die Konkurrenz der billigen Schweizerlöhne sich wieder sehr fühlbar machte. Wie 1828 die Seidenstoffweber gegenüber Zürich, so wollten nun die Sammetweber nicht von den alten Lohnsätzen abgehen und suchten sich zu widersetzen. Indess vergeblich, zu Thaten kam es nicht, es blieb nur beim Gesange:

Schweizer Lohn, do welln wir net für werken,
 Viderallala, viderallala,
 Do söken wir liewer Perken (Regenwürmer).

Mit dem Jahre 1860 können wohl alle äusserlich bemerkbaren Missbräuche und Uebergriffe der Fabrikanten und ihrer Beamten als beseitigt angesehen werden, und es tritt seit Mitte des Jahrhunderts derjenige Faktor immer deutlicher und isolirter hervor, welcher im Grunde einzig die Lage der Seidenkaufleute wie der Weber bestimmt, — der Einfluss der Konjunktur. Die grossartigste, glänzendste und folgenreichste ist diejenige gewesen, welche im Jahre 1868 anhub, 1872 ihren Höhepunkt erreichte und endlich 1878 in ihrem Rückgange zum Stillstand gelangt zu sein scheint. Zur Zeit ihrer Blüthe mag die gesammte rheinische Seiden- und Sammetindustrie wohl mindestens 50000 Webstühle und 150000 Personen beschäftigt haben.

Die Sammetweberei war bereits in den 1860er Jahren gewinnbringend gewesen; die billigen Löhne hatten die Konkurrenz überall niedergeworfen und durch die Verwendung von billiger Baumwolle und Chappé- (Abfall)seide, aus welcher gegenwärtig sieben Achtel aller Sammete bestehen, hatte man die Waare der Konsumtion der weitesten Kreise zugänglich gemacht. Da fügte es das Glück, dass 1868 die Mode auch der andern Stärke Crefelds, den glatten Seidenstoffen, sich zuwandte. Zugleich stieg der allgemeine Begehrt in Deutschland, in der ganzen Welt; Lyon und St. Etienne, die Metropolen der Seidenindustrie, waren durch den Krieg brachgelegt und für sie trat Crefeld als Lückenbüsser ein. Die ganze Welt kam und wollte Waaren haben, Waare um jeden Preis und zu jeder Güte. Crefeld war nicht vorbereitet auf diese abnorme Nachfrage, abnorme Zustände traten ein; die Anzahl der Fabrikanten und Weber verdoppelte sich.

Vor allem fehlte es an Webern. Weithin ins Flachland und auf die Berge ziehen die Werkmeister als Werber für die neue Kampagne; selbst die Fabrikanten verschmähen nicht, ihnen zu folgen. Alle früheren Weber finden sofort Beschäftigung, ihre Frauen und Kinder müssen heran; die Leinweber und Tuchmacher erhalten Sammetstühle. Für die

¹⁾ Seyffardt: die Reform des Armenwesens (1874) und Bericht der städt. Armen-Deputation zu Crefeld (1878).

jungen Rekruten bilden Schenke und Kirmess den Werbeplatz; thun es Worte nicht, so vermag es ein Handgeld von fünf Thalern; genügt nicht das Bier, so wird vom Weine eingeschenkt; Frauen und Kinder werden bewirthet, Tanz und Spiel machen sie zu Bundesgenossen gegen den störrischen Willen des Vaters. Der Geselle, der eben ausgelernt, wird zum Meister erhoben und selbst der Knabe, der just das vierte Stück gewebt, begegnet seinem ehemaligen Lehrherrn am „Galgen“. Webstühle werden bald beschafft, 10 bis 15 Thaler Vorschuss auf einen jeden gern geliehen, alte Webstühle, schon seit Jahren ausser Gebrauch, werden hingegeben oder verkauft, alte Jacquardvorrichtungen vom Boden herabgeholt und aufgesetzt. Der Webwinkel des ärmsten Mannes wird plötzlich zum würdigen Gegenstand eines Besuches, sein Weib und Kind lohnendes Objekt freundlicher Aufmerksamkeit. „Wieviel erhalten Sie für diese schlechte Kette?“ ist die leutselige Frage des eintretenden Werkmeisters. Eine Summe wird genannt. „Ich gebe Ihnen eine gute Kette und zehn Procent Lohn mehr!“ Eine gute Kette, erhöhter Verdienst, ein Handgeld von ein paar Thalern sind dem Weber eben recht, ein guter Trunk nicht unwillkommen; er schlägt ein in die gebotene Hand. So jagt ein Kaufmann dem andern die Arbeiter ab, grosse wie kleine Firmen, und raisonniren dann Abends im „Kaufmännischen Verein“ über die Unzuverlässigkeit der Weber.

Die Löhne steigen 1870 um 10 Procent, in der Sammetbranche im folgenden Jahre sogar um 40 Procent. Den Tag über, ja bis Mitternacht wird gearbeitet; Mann, Frau und Töchter sitzen am Webstuhl, die Kinder am Spulrad, die eine Mark Strafe für Schulversäumniss macht sich im Monat reichlich bezahlt. Und während sich die Weberei immer weiter über das Land zerstreut, dehnen die Hülfgewerbe sich in der Stadt aus; es beginnt sehr stark an Winderinnen und Schererinnen, Appreteurinnen und Packerinnen zu mangeln; im Sommer 1871–73 steigen ihre Löhne um 50–75 Procent. Da sind die Dienstmädchen nicht mehr bei ihren Herrschaften zu halten, weit aus den Eisengegenden von Essen und Duisburg kommen die dort unbeschäftigten Mädchen herbei; in kurzer Zeit verdienen sie viel und können sich kleiden wie „Damen“.

Auf die Güte der Arbeit wird nicht geachtet. Das Publikum ist nicht wählerisch, der Fabrikant auch nicht. Die Menge, welche sich eben erst das Luxusbedürfniss angewöhnt hat, besitzt noch kein Verständniss für die Waare; diese heisst Sammet oder Seide und wird folglich gekauft. Die Tausende neuer Weber sind anfangs nur im Stande, Probestücke aus schlechtem Material zu liefern und es dauert immer ein paar Monate, bis die Waare tüchtig wird; dennoch wird

sie gelobt, um in den Ruf nachsichtiger Herren zu gelangen. An die Lieferungen der Kinder können auch nicht die höchsten Anforderungen gestellt werden, und wenn die Hausfrau webt, wird sie so oft und anhaltend durch ihre Haushaltungsgeschäfte in Anspruch genommen, dass allenthalben die Absätze sichtbar sind. Vor allem rauben die erhaltenen Vorschüsse dem Weber die Lust am Arbeiten, er holt sich zwei bis drei Ketten zusammen und webt keine, weil er das Geld dafür schon lange vertrunken hat. Der Meister sieht den entlaufenen Lehrling neben sich den gleichen Lohn verdienen. Alle Begriffe von Arbeitsehre werden verwirrt; im chaotischen Taumel denkt jeder nur daran, das meiste Geld herauszuschlagen.

Zwar ist das Material gut, denn zerreißbare Ketten läßt der Weber einfach im Stich; aber das Gewebe ist flüchtig und viel Bemerkungen und Abzüge läßt der Meister sich nicht gefallen. Seufzend behält der Kaufmann die Waare, — muss er ja doch, um seinerseits die Lieferzeit einzuhalten. So sind Ablieferung schlechter Waare, Vertragsbruch und steigender Lohn an der Tagesordnung; jede Kalkulation auf eine fernere Zukunft wird unmöglich, feste Preiskourante können kaum hinausgesandt werden, die gelieferten Waaren sind vielfach schlechtere als die in der Faktura versprochenen, und um sich schadlos zu halten, mischt der Kaufmann unter gute Waaren schlechte alte Lagerbestände, „um zu räumen“. Das nennt er: die Konjunktur ausnutzen, bei den Engländern und Amerikanern aber bildet sich über die deutsche Seidenindustrie das Urtheil: sie sei nicht „honest“.

Die sociale und wirthschaftliche Zerfahrenheit ist eine vollständige. Die Fabrikanten erlauben sich allerlei luxuriöse Ausschreitungen, jedoch nicht entfernt in dem Masse wie in Aachen. Die Arbeiter treiben es schlimmer als ihre Herren. Das Wirthshausleben nimmt enorm zu. Wie schon der von der Mensur rückkehrende Student sich Tage lang nicht beruhigen kann und das eine Thema variirt: so lag ich aus, so führt' ich meine Klinge, — so sind es hier die aus einem viel würdigeren Kampfe fürs Vaterland heimkehrenden Krieger, die der Familie, den Verwandten, der Freundschaft immer wieder von neuem von den grossen Ereignissen erzählen müssen. Ein jeder muss den Braven hören, ein jeder mit dem Wackern zechen, da gibt es manchen tiefen Trunk. Das Mädchen, das lange nicht den Schatz gesehn, holt die versäumten Tänze doppelt ein. Und was für Bälle sind es, die die Weber geben! In Niederkrüchten wird das Eintrittsgeld mit einem Zwanzig-Thalerschein bezahlt, der Rest wird ausgewechselt, bleibt aber natürlich bis zum letzten Pfennig im Lokal. Die Ausgaben für Putz und Tand, Spiel und Trunk steigen ins Unglaubliche, und wenn Streit entsteht, ist flink das Messer bei

der Hand; hat der Arbeiter doch ein halbes Jahr im Felde gestanden, und bei vielen der sonst überwiegend sanftmüthigen Weber hat dies die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit gesteigert, ja eine gewisse Rohheit erzeugt. Für die intensive Arbeit in der Woche hält man sich am Sonntag schadlos; weil bis zum Sonntag Morgen gearbeitet wird, blaut man am Montag, am Dienstag, am Mittwoch. Oder setzen die Weber die Arbeit die ganze Woche hindurch fort, so gönnen sie sich viel Erholung; es wird das Werk um acht Uhr begonnen und schon um zehn durch das Frühstück unterbrochen; ebenso wird Nachmittags um vier Uhr das Kind zum Nachbar nach Kaffewasser für drei Pfennige geschickt, oft um fünf um sechs Uhr wird Feierabend gemacht. Dann gehen die Weber mit ihren langen Pfeifen aufs Feld spazieren, einer ruft: do welln we de Bur wat ärgern; gesagt, gethan; nun hänseln sie den Bauersmann hinterm Pfluge seiner schweren Arbeit wegen und fragen ihn, wie lange er noch wirken müsse, um einen Thaler zu verdienen.

Keineswegs alle Arbeiter haben den Vorwurf der Verschwendung und Faulheit auf sich geladen. Es gibt einen alten Weberstamm, unter welchem die nüchternen und sparsamen Hausväter für schlechte Zeiten ihre eigene Vorsehung gespielt und sich ein „Eigenthum“, so nennt man am Rhein ein Häuschen, ein Gärtchen, einen Acker, erworben haben. Andere haben in sorglicher Voraussicht nach Möglichkeit an Genussmitteln angehäuft. Wer nur einmal in Nothjahren die Häuschen der Weber durchmustert, wird finden, wie Alles im Zustande des Zerfallens, des Auseinandergehens ist; in Glanzzeiten dagegen finden sich neue Möbel und Betten, neue Kleider und Wäsche. Das ist kein Luxus, sondern die natürliche Folge davon, dass die Wirthschaftsperioden nicht einjährige sind, sondern mehrere Jahre und zwar unabsehbar wie viele umfassen. Freilich mag im allgemeinen Trubel manches Stück von besserer Qualität angeschafft worden sein, als gerade nothwendig ist, aber der Begriff der Lebenshaltung ist in diesen Zeiten ein anderer geworden. Aehnlich ist es mit dem erhöhten Fleischgenuss; er gibt während der guten Jahre den Eltern und namentlich den Kindern die Kraft, jene Zeiten zu überwinden, wo sie sich mit Kartoffeln, Brot und solchem Fleisch begnügen müssen, das zwei Mal zum Wassersüppchen verkocht und dann in zwei Mahlzeiten als Fleisch verspeist wird.

Im Sommer 1872 hatte die günstige Konjunktur ihren Gipfelpunkt erreicht. Es betrug die durchschnittliche Anzahl der für Crefeld beschäftigten Webstühle in:

Jahr	Sammet	festkantigem Sammetband	Stoffen	Stoffband	Summa
1867	11551	2111	6498	289	20449
1870	14774	2472	10613	354	28213
1871	17107	2575	12016	378	32076
1872	19114	1410	12371	415	33310
1873	13857	1335	10992	351	26535
1874	16325	841	10685	302	28153
1875	17010	709	11648	377	29674
1876	15898	610	12387	542	29437
1877	14794	405	11567	277	27043

In den ersten Monaten des Jahres 1872 fand der Sammet noch willige Abnehmer, weil ihn das stets anhaltende Steigen der Löhne und der Chappespreise mehr und mehr zu vertheuern drohte. Allmählich aber kamen die Sammetpreise auf eine Höhe, welche manche Käufer zurückschreckte, besonders da man gewährte, wie wesentlich die Güte des Fabrikates durch geringe Leistungen der allzu gesuchten Arbeiter vermindert worden war. Es wurden Baumwollsammete vielfach zu Zwecken benutzt, zu denen früher nur Seidensammete gedient hatten, und als die Herbstsaison begann, wo die Bestände bei dem Grosshändler in den Konsum übergehen sollten, zeigte es sich, dass diese Wanderung wider Erwarten langsam von Statten ging. Grosse Lagerbestände von schlecht und theuer gearbeiteten Waaren, namentlich Chappesammeten, blieben in den Händen der Fabrikanten zurück und auch für die Stoffe begannen schlechte Zeiten, während die Rohseidenpreise auf ihrer Höhe blieben. Inmitten eines noch steigenden Consums war eine Absatzstockung eingetreten, verursacht durch nichts anderes als durch eine masslose Ueberproduktion. Nicht die wirklichen Bedürfnisse des Marktes und die Dauer der Nachfrage hatten die Kaufleute in der Ausdehnung der Industrie bestimmt, sondern einzig die Ueberlegung: die steigenden Preise stellen momentanen Gewinn in Aussicht, dieser muss realisirt werden; komme später, was da wolle. Zu gleicher Zeit begann die grosse Krisis schon ihre Wirkungen allenthalben zu äussern und namentlich in Amerika und Deutschland ging der Begehr ganz ausserordentlich zurück. Es betrug in Millionen Mark der Umschlag mit:

Jahr	Deutschland	England	Frankreich	dem sonstigen Europa	Ausser Europa	Summa
1867	18,6	15,1	1,8	3,0	6,2	44,9
1870	22,7	22,3	2,6	4,3	9,6	61,7
1871	29,5	26,0	2,0	5,8	12,9	76,4
1872	30,9	25,4	3,4	5,6	11,7	77,2
1873	30,0	23,0	3,0	4,5	6,7	67,3
1874	26,3	25,7	2,9	3,7	9,3	68,1
1875	24,9	24,1	2,8	3,5	10,1	65,1
1876	22,1	26,3	2,5	3,9	10,3	65,2
1877	22,2	20,3	2,5	3,6	9,6	58,3

Die Produktion wurde energisch eingeschränkt; in den Jahren 1872/73 geriethen fast 7000 Stühle in Stillstand. Da die Konjunktur den Sammet traf, hatten besonders die ländlichen Weber zu leiden; die am entferntesten wohnenden, am wenigsten leistenden und am schwersten zu beaufsichtigenden wurden zuerst aufgegeben; nur einzelne wurden behalten, um festen Fuss in den eroberten Positionen zu bewahren; es folgten in den näher liegenden Ortschaften die schlechtesten und die obstinaten Arbeiter, dann wurden die Weber mit mehreren Stühlen ausser Thätigkeit gesetzt. Blieben aber auch die Webstühle in Betrieb und die Löhne auf einer mässigen Höhe, so wurden die Ablieferungstermine doch derart verlängert, dass der Wochenverdienst durchaus unzureichend wurde. Aber es begann nur zu rasch auch ein Sinken der Löhne, das von den zuerst durch die Konjunktur betroffenen Artikeln rasch auf alle andern Waaren sich erstreckte. Wo die Löhne sich noch auf ihrer alten Höhe erhielten, wie z. B. in den beiden Artikeln der Regenschirm- und Kravattenstoffe, da lag es nicht so sehr an der Humanität der Kaufleute als daran, dass die Konjunktur für diese Specialitäten günstig geblieben war. Die Summe der von der Crefelder Industrie verausgabten Löhne betrug in tausend Mark für das :

Jahr	Färben	Winden	Scheren	Weben	Appretiren	Summa
1867	1722	774	283	7637	519	10797
1870	2555	1196	371	11013	872	16019
1871	3318	1532	496	15541	1080	21970
1872	3528	1755	535	17745	1179	24774
1873	3268	1472	497	13580	952	19771
1874	3453	1671	502	13837	1152	20617
1875	3590	1624	486	14053	1265	21019
1876	3432	1548	549	13491	1174	20195
1877	3280	1558	567	12285	1174	18866

Dem entsprechend entfiel im Jahresdurchschnitt auf jeden für Crefelder Firmen beschäftigten Webstuhl:

1867: 375 Mark	1873: 528 Mark
1870: 369 "	1874: 491 "
1871: 486 "	1875: 473 "
1872: 531 "	1876: 458 "
	1877: 454 "

Mit Recht macht die Handelskammer darauf aufmerksam, dass dies nur Durchschnittssätze sind und das Jahresverdienst eines professionellen Webers z. B. im Jahre 1872 sich weit höher als 531 Mark belief. Die Webstühle der Hausindustrie arbeiten ja nicht gleichmässig; die der Lehrlinge und Anfänger, der Hausfrauen wie der entfernt wohnenden Bauern sind nicht voll in Anschlag zu bringen. Umgekehrt folgere ich aber, dass

der Durchschnittssatz von 454 Mark im Jahre 1877 wohl im Ganzen zutreffend ist, da die Stühle der Lehrlinge, Anfänger, Hausfrauen und Bauern ausser Betrieb gekommen und hauptsächlich die der professionellen Weber in Arbeit geblieben sind. Das Jahresverdienst ist daher nicht nur um 15 Procent (von 531 auf 454 Mark), sondern um weit mehr gesunken. Ein ebenso kompetenter wie unverdächtiger Fabrikant, Herr Abgeordneter Seyffardt, gibt das Wochenverdienst eines Webers von einfarbigem Sammet 1867 auf 10, 1872 auf 12, 1877 auf nur 9 Mark an; das ergibt ein Sinken von 25 Procent. Aber das sind noch nicht die geringsten Verdienste. Der Landrath Bödiker¹⁾ berechnet im Kreise Gladbach das Wochenverdienst am 1. December 1875 und 1. April 1878 eines tüchtigen Sammetwebers auf 16 bzw. 9 Mark, eines tüchtigen Seidenwebers auf 15 bzw. 9 Mark, eines weniger tüchtigen Arbeiters auf 12 bzw. 6 und 11 bzw. 6 Mark. Eine Konferenz von neun sehr angesehenen Webermeistern aus der Stadt Crefeld gab mir als Lohn pro Meter an: für Satin (4 Draht, 28 Feine, 18 Zoll) im Jahre 1867: 1.80—2.10 Mark, 1872: 20 Procent über, 1877: 20 Procent unter diesem Satze, und für Taffet (einfach mit geschorener Kette; 4 Draht, 32 Feine, 22 Zoll) 1867: 2.50 Mark, 1872: 10 Procent über, 1877: 30 Procent unter diesem Satze, welcher etwa der Lohnliste von 1848 entsprach.

Einem scharfen Rechner verdanke ich folgenden Bücherauszug für ein Sammetgeschäft von mittleren Lohnverhältnissen und mittlerer Grösse mit etwa 300 Webern. Von diesen verdienten im Jahre 1877 nur etwa 1 Procent, ausnahmsweise fleissige und geschickte Arbeiter, Künstler ihres Faches, an den feinsten Qualitäten von Seidensammet 700 Mark, 9 Procent fleissige Arbeiter 550 Mark, 50 Procent Durchschnittsarbeiter, an einfachen Sammeten in der Erkelenzer Gegend 450 Mark und 40 Procent träge und unsolide Weber, Lehrlinge und wenig geschulte Gesellen etwa 300 Mark jährlich pro Webstuhl; an demselben sind der Weber den ganzen Tag über, das Spulkind zwei Stunden täglich und die Frau mit dem Säubern der Kette beschäftigt. Von jenem Bruttoverdienste gehen noch 20 Mark jährlich für Ruthen, Haken etc. ab. Im Dorfe Niederkrüchten im Kreise Erkelenz habe ich Weber gefunden, welche im Winter 1878/79 6—7 und nur in einzelnen Artikeln 9—12 Mark wöchentlich verdienten, in anderen aber war der Lohn auf ein Drittel des früheren gesunken. In den Kreisen Erkelenz und Geilenkirchen hat es sich im Jahre 1877 gelegentlich der Beurtheilung von Reklamationen bei der Militäraushebung²⁾ aus den vorgezeigten Lieferscheinen er-

¹⁾ Gewerbliche Zeitschrift von Bueck, 1878, S. 25.

²⁾ Regierungsrath Goeschen: Bericht über die Lage der Industrie im Regierungsbezirk Aachen. Januar 1878.

geben, dass die Weblöhne pro Meter fertigen Stoffes von früher 1.20 Mark und mehr auf 90 bis höchstens 95 Pfennige herabgegangen waren; dazu waren die Ablieferungstermine derart verlängert, dass ein Sammetweber daselbst 80—90 Pfennige täglich verdiente. In noch schlimmerer Lage befanden sich die Kattunweber, welche bei der Verarbeitung höchst schlechten Materials nach Abzug aller Auslagen für Oel, Schlichtmehl und Spulen kaum 50—60 Pfennige täglich nachbehielten. Dabei waren die Lebensmittelpreise, Miethen und Steuern auf ihrer alten Höhe geblieben. Die Ketten, welche die Weber sich jetzt gefallen lassen mussten, waren verlegene und leicht zerreibbare, verbrannte und künstlich erschwerte Waare, die Kämme alt und oft so schmutzig, dass sie zum Zerreißen der Kettfäden noch beitrugen. Sorgfältige Arbeit musste das schlechte Material wett machen; jetzt war die Kritik des Publikums, des Seidenwaarenhändlers und des Fabrikanten erwacht, daher verschärften sich die Kontrolle und die Abzüge wegen schlechter Arbeit beträchtlich. Endlich wurde auch mit dem Einziehen der Vorschüsse energischer vorgegangen. Der Fabrikant war eben in der Lage, sämtliche Arbeitsbedingungen zu stellen und machte davon Gebrauch, oft in unbarmherzigster Weise¹⁾.

Die Noth der Arbeiter war eine ausserordentliche. In dem Centrum Crefeld mit seiner geringen Weberbevölkerung wuchs in den Jahren 1872—78 die Zahl der in offener Pflege unterstützten Armen von 1045 (1874: 995) auf 1848, der Zuschuss der Gemeindegasse für Armenpflege von 128416 auf 180088 Mark. Im Weberdorfe Hüls stieg der letztere von 6150 auf 15200 Mark; ausserdem hatten sich die angesehensten Männer zusammengethan und etwa 320 Kinder bei sich einquartiert und beköstigt, um durch eine solche Naturalverpflegung eine Erhöhung der Steuerlast zu vermeiden. Jener Ort mit seinen 6200 Einwohnern in 1350 Haushaltungen besteht zu 60 Procent aus Webern und Windern, wovon die Hälfte kaum die halbe Zeit des Jahres beschäftigt gewesen war. Besonders hart werden die Familien mit kleinen Kindern getroffen; heranwachsende können schon mit verdienen helfen; andererseits vermehren die ersteren noch nicht das Elendgefühl der Eltern durch ihr Murren. Um bei vermindertem Lohne existiren zu können, wird, wenn eine Kette vorhanden ist, bis spät in die Nacht hinein gearbeitet, und was das bei mangelhafter Ernährung für Folgen hat, vermag das Eintreten in die Stuben

¹⁾ Im Anfange des Jahres 1877 starb in Viersen ein Sammetweber, der für ein nur zu wohlbekanntes Haus in Crefeld gearbeitet hatte und ihm den Vorschuss für einen Webstuhl schuldete. Die Frau, welche eben niedergekommen war, vollendete das Stück und brachte es in die Stadt. Man berechnete ihr den vollen Lohn, zog aber den ganzen Vorschuss auf einmal ab und entliess sie mit vier Reichspfennigen. Die Wittve hatte vier unmündige Kinder und war ohne jegliche Mittel.

dieser wandelnden Schatten zu zeigen. Solche Männer erfüllt es dann mit Hass und Bitterkeit, wenn sie ihren Handelskammer-Präsidenten zum Kaiser das stolze Wort reden hören: „Wir sind gebeugt, nicht gebrochen!“¹⁾ —

Bei Krisen tritt der Unterschied zwischen hausindustriellem und Fabrikbetriebe deutlich hervor. Bei der gegenwärtigen Organisation der Weberei und Winderei werden die Wanderungen so gut wie vermieden, der Weber bleibt in seinem Heimathsorte, inmitten seiner früheren Lebensverhältnisse, vielleicht seinem alten Gewerbe noch nicht ganz entrissen, und bewahrt sich die Leichtigkeit des Ueberganges von der neuen Beschäftigung zur früheren durch Erhaltung dessen, was im Grossen wie im Kleinen so wichtig ist, der Konnexion. Bei mehreren Webstühlen finden Frau und Töchter schon eher Beschäftigung in Garten und Feld und auch im Hause durch Ausbessern und Erhalten derjenigen Stücke, welche in guten Zeiten schon bei Seite gelegt waren und nun doch wieder schätzbar genug erscheinen. Die Kinder können jetzt in die Schule und dort das Versäumte nachholen; Frauen und Kinder sind leichter zu ernähren als ein arbeitsloser Mann und ihr Feiern hat nicht die gleichen socialpolitischen Gefahren. Andere Arbeiter suchen in verwandten Branchen der Textilindustrie ein Unterkommen, freilich zum grossen Missvergnügen der Fabrikanten, denn namentlich in den früheren Jahren liess sich den Crefeldern nicht der Vorwurf ersparen, dass sie ihr Möglichstes gethan, um Alleinherrscher mit ihrer Industrie zu bleiben und nicht in ungeeigneten Augenblicken den Lohnbeeinflussungen seitens anderer Gewerbe zu unterliegen. Indess in dem Masse, als die Arbeiter mit ganzer Schwere die Folgen der Krisen zu tragen bekommen, können sich die einsichtsvollen Fabrikanten dem periodischen Elend nicht verschliessen und suchen nun auch nach anderen Industrien für den Ort, um diesen ihre Ueberproduktion an Arbeitern zuzuführen und damit die Armenlast zu erleichtern.

Gar zu leicht darf man sich das Unterkommen des Webers in anderen Beschäftigungen nicht denken; gerade seine Sesshaftigkeit hindert ihn an der Beweglichkeit, als heimathloser Weltbürger bald hier bald dort die extrahohen Löhne zu erhaschen. Die Arbeit auf dem Felde ist ihm zu schwer, er

¹⁾ Die Weber würden weniger erbittert sein, wenn ihnen der Zusammenhang bekannt wäre, in welchem jener Ausspruch gethan wurde. Die Vertreter der Kohlen- und Eisenindustrie hatten zuvor durch ihre Klagen den Kaiser günstig für ihre Schutzzollbestrebungen zu stimmen gesucht, der Crefelder Handelskammer-Präsident aber, in der Ueberzeugung, dass die schlechte Konjunktur in seiner Industrie unmöglich aus dem allgemeinen Säckel aufge bessert werden könnte, antwortete auf die Frage: in welcher Lage sich denn die Fabrikanten seines Bezirkes befänden? mit dem geflügelten Worte: Wir sind gebeugt, nicht gebrochen!

vermag nur die leichtere zu leisten, und gerade in dieser begegnet er der unüberwindlichen Konkurrenz seines Weibes. Die Hände büssen ihre Zartheit ein und werden vollends ruinirt durch das letzte Hülfsmittel jeder bedrängten Gemeinde, den Wegebau. Das Kassenwesen ist gar nicht, die Armenpflege ganz primitiv in den Dörfern entwickelt. Beim Fabrikbetriebe erfüllt die Krisis mit Noth und Elend einen einzigen Ort, bei der Hausindustrie wälzt ein ganzer Landstrich sich auf dem Schmerzenslager.

Der hausindustrielle Betrieb schmiegt sich mit Leichtigkeit dem Wechsel der Konjunktur an. Hinsichtlich der Beschaffung des Anlagekapitals stösst der Fabrikant bei einem Aufschwunge auf keine nennenswerthen Schwierigkeiten; dasselbe ist ja bei den in der Industrie beschäftigten Personen so decentralisirt, dass jeder Meister sein Quantum unschwer aufbringen kann und der Kaufmann höchstens einige Vorschüsse oder Kredite für Webstühle und Windemaschinen zu gewähren hat. Ebenso wenig Rücksicht hat er beim Rückgange auf eine Verzinsung zu nehmen: dem Weber ruht der Stuhl, der Winderin der Haspel, dem Färber kocht nicht mehr der Kessel und ihm selbst steht nur die Kettenschererei und die Appretur, wofern er überhaupt eine besitzt, still. Das Anlagekapital spielt also beim Verhalten des Fabrikanten eine geringe Rolle; das Betriebskapital, sein Baargeld, ist für ihn die Hauptsache. Dasselbe geht im Wesentlichen in den Arbeitslöhnen auf, und ist daher in Folge günstiger Waarenpreise momentan ein guter Gewinn in Aussicht, so strebt er sofort sein Kapital in der Industrie rentabel zu machen und setzt die Arbeiter in Thätigkeit; hören die Chancen des Gewinnes auf, so zieht er eben so rasch sein Kapital aus der Industrie heraus, entlässt ohne Bedenken die Arbeiter und findet für sein Baargeld auch anderweit eine augenblickliche Verwendung. Die Konjunktur wirkt also unmittelbar auf das Schicksal der Arbeiter ein. Beim Fabrikbetriebe ist das anders. Bevor ein Privater (nicht eine Aktiengesellschaft, deren Kapital ja auch decentralisirt in vielen Händen ist) zur Anlage eines so grossen Kapitals schreitet, erwägt er mehr die Dauer der Chancen und geht mit grösserer Vorsicht zu Werke; ist aber die Fabrik einmal im Gange, so erfordert sie einen kontinuierlichen Betrieb, um die Zinsen des Anlagekapitals zu gewähren, und das dazu gehörige Betriebskapital kann nirgendwo anders eine Verwendung finden als in der Fabrik selbst. Es wäre undenkbar, dass bei mechanischem Betriebe 7000 Webstühle mit 21000 Arbeitern in einem Jahre ausser Thätigkeit gesetzt worden wären.

Die hausindustriellen Kaufleute preisen bei Krisen ihr Schicksal, keine Fabrikbesitzer zu sein. Dennoch haben die Löhne bereits eine derartige Höhe erreicht, dass diejenigen Artikel, welche ihren Werth mehr als die andern durch die

Handarbeit empfangen, immer mehr dem mechanischen Betriebe zueilen. Solcher Art sind die glatten ganz- und halbseidenen Stoffe, ganz- und halbseidenen Bänder, halbseidenen festkantigen Sammetbänder und Sammete, — das sind Waaren von konstantem und von der Mode begünstigtem Absatz, von sehr einfacher Technik und hohem Arbeitswerth. Jedoch ist der Antheil der mechanischen Weberei noch ein ganz geringfügiger, nur sieben, ausserhalb der Stadt befindliche Fabriken, arbeiten für Crefeld und ihr Betrieb ist auch nur neben einer grossen hausindustriellen Unternehmung rentabel, weil die Fabrik den Stock bildet, welcher stets beschäftigt werden muss, während bei Krisen der ganze Ausfall die Hausweber trifft.

Technische Schwierigkeiten stehen in nennenswerthem Masse der mechanischen Weberei nicht im Wege; es sind vielmehr ökonomische Bedenken, welche ihre Ausdehnung aufhalten. Namentlich die Seidensammete und die gemusterten Stoffe werden wohl noch lange Domäne der Hausindustrie bleiben; die ersteren, weil das mechanische Aufschneiden der Decke den Glanz verdirbt, die andern, weil die Vorrichtung der Jacquardmaschine im Verhältniss zur Länge der Kette viel Zeit in Anspruch nimmt und zwar in Crefeld um so mehr Zeit, als daselbst wenig und daher oft Wechselndes in gemusterten Stoffen gearbeitet wird. Die sonstigen Gründe für und wider den Fabrikbetrieb sind nicht durchschlagend. So erklärt man, sei die Kontrolle der Qualität bei mechanischen Stühlen eine leichtere; indess auch der Fabrikarbeiter lässt sich in Glanzzeiten wenig bieten und arbeitet flüchtig, um mehr im Akkord zu verdienen; der Fabrikant ist dann auch nicht kritisch genug; gegenüber dem Handweber vermag in flauen Zeiten die Kontrolle die denkbar schärfste zu sein. Dagegen ist jener Vorzug der Hausindustrie kein sehr bedeutender, dass die Arbeitskraft mehr ausgenützt wird; im Gegentheil wirkt der Weber am Kraftstuhl viel regelmässiger und auch im Akkord; er leistet genügend, zumal wenn er wöchentlich ausgelohnt wird, wodurch der Sporn, am Zahltag möglichst viel zu verdienen, häufiger an ihn herantritt als bei vierzehntägiger Löhnung; einige Baumwollwebereien in Gladbach zahlen aus diesem Grunde alle Freitag.

Nicht unwichtig sind die im geistig-sittlichen Leben der Webermeister wurzelnden Hindernisse des Fabrikbetriebes. Sie, die erst seit dreissig Jahren ihre rechtliche Anerkennung als freie Handwerker gefunden haben, wollen diese Stellung nicht nach der Richtung eines lediglich höheren Arbeitslohnes (welchen die mechanischen Webereien ja zahlen müssen, um überhaupt geübte Arbeiter anzulocken), sondern nach der Richtung des grösseren Handwerksmeisters, des sich aufarbeitenden Unternehmers, der über immer mehr Webstühle und „Eigenthum“ verfügt, verbessern. Daher ihre tiefe Verachtung

aller Fabrikarbeiter, ihr Hass gegen die Fabriken, die Zwingburgen der Handwerksehre, -Freiheit und -Selbständigkeit. Lieber stirbt der Meister auf dem Brette seines Handstuhls, als in jenen Frohnhof zu wandern, und wenn er Mittags den Fabrikarbeiter sein Mahl am Grabenrande einnehmen sieht, das die Frau eine halbe Stunde weit herbeigeholt hat und dem der Mann eine halbe Stunde entgegengegangen ist, oft in Regen, Schnee und Wind, — so gibt es ihm Kraft auf Jahre hinaus, lieber bei kargem Lohne in eigenem Zimmer zu arbeiten, als zu werden, wie jener. Diese zarten Männer, sie wissen es, wie schwer der Kampf gewesen, aus Fabrikarbeitern zu Handwerkern aufzusteigen, und mit unsäglicher Trauer sprechen sie von der jungen Generation, welche für ein Mehrverdienst von ein paar Groschen ihre Freiheit und Selbständigkeit zum Opfer bringt. Gerade für diese älteren Weber, schon kränklich und nicht mehr zu andauernder Arbeit fähig, eignet sich die Hausweberei in eigenem Zimmer vortrefflich. So findet der technische Fortschritt Gegner in den Gehülfen selbst, auf welche er sich stützen sollte, und begegnet mehr Opposition in den Personen als in den Verhältnissen. Allein solche Gefühle, so ehrenwerth sie auch sein mögen, halten den Siegeslauf des Dampfes nicht auf, sie könnten vielleicht zu der traurigen Folge führen, dass der rauchende Schlot statt in Crefeld seinen Standort in der Schweiz oder in England findet. Andere Menschen haben dort andere Gefühle, Dampf und Eisen sind unerbittlich gegen Handwerksehre, -Selbständigkeit und -Freiheit.

IV. Die Konjunktur.

Worauf beruhen die periodischen Erschütterungen der Industrie? Auf einem Zusammenwirken der mannigfaltigsten Umstände, welche den Gang der Produktion beeinflussen, auf der Konjunktur.

Bei dem hohen Antheil des theuren Rohstoffs am Waarenpreise ist der Ausfall der Ernte von der höchsten Bedeutung. Krankheiten der Raupen wie 1860, Erfrieren der Maulbeerbäume wie am 14. April 1876 bringen Unheil über ganze Webergenden. Der letztgenannte Frost, welcher sich über ganz Südeuropa erstreckte, hatte anfangs auf die Preise keinen Einfluss; die allgemeine Ueberzeugung der Fabrikanten ging dahin, man habe Seide genug, um den schwachen Bedarf zu decken, der Ausfall möge so gross sein, als er wolle. Da zeigte sich die Missernte in der zweiten Hälfte des Juni zuerst in Spanien, dann in China, in Europa ergab sie nur ein

Drittel der gewöhnlichen; nun begannen die Preise zu steigen und wurden für französische Seiden um 80 Procent, für chinesische und japanesische um 100—150 Procent emporgetrieben. Jetzt merkten die Kaufleute, dass die Preissteigerung eine ernste sei und namentlich die Engländer kauften am Anfange des Juli alle Waarevorräthe zu alten oder etwas gesteigerten Preisen an. Als so die Lagerbestände ausgekauft waren, boten die Londoner und Pariser Häuser höhere Preise und gaben damit das Signal zu einer Spekulation, wie man sie noch nie gesehen. Dieselbe Waare wechselte fünf bis sechs Mal am selben Tage die Hand, die Detaillisten sogar machten überstürzte Einkäufe und die alten Vorräthe fanden im August und Anfang September Käufer mit 40—50 Procent Steigerung. Die Fabrikanten hatten Ursache, an eine brillante Kampagne zu glauben, und alle Weber waren vollauf beschäftigt. Ende Oktober hielten die Geschäfte plötzlich an, einige grosse Häuser, welche sich zu stark engagirt und an eine fortgesetzte Zurückhaltung des englischen Marktes glaubten, verkauften zu erniedrigten Preisen, die Detailhändler waren auf lange Zeit versorgt; auf das In- wie Ausland wirkten Kriegsbefürchtungen, politische und wirthschaftliche Verlegenheiten; endlich wandte sich die Mode von der Seide ab. Das Resultat war die grossartige Krisis, die 1877 über Lyon hereinbrach und durch welche 15—20000 Webstühle in Stillstand geriethen. Im Juni 1877 standen die Rohseidenpreise nur noch 10 Procent von ihrem Ausgangspunkte entfernt¹⁾.

Launenhaft wie das Wetter ist die andere souveräne Herrscherin auf diesem Gebiete, die Mode. Nicht allein, dass fortwährend die Muster wechseln, worauf ja jede Fabrik eingerichtet sein muss, es kehrt sich oft die Mode gegen die Muster überhaupt und wendet sich einfarbigen Stoffen zu; dadurch geriethen die städtischen Weber in Lyon und Elberfeld oftmals ausser Brot. Oft wird die Seide gänzlich von der Mode verlassen. Eine einzige Aenderung der Damentracht genügt, die Seide um hunderttausende von Käuferinnen zu berauben. Man schaue nur auf die an Busen und Hüften anschliessenden Kleider; die Seidengewebe, deren Fäden neuerdings von den Färbern künstlich durch Oel ershwert werden, würden beim engen Anliegen einen Speckglanz erhalten und haben daher wollenen und halbwillenen Stoffen Platz machen müssen. Der Verbrauch von Seide hat in den letzten 25 Jahren mit den Fortschritten der Kultur und der Technik überhaupt nicht gewetteifert²⁾. Schöne und dauerhafte Stoffe wie die Florentiner, welche selbst nach 300 Jahren ihre Stärke

¹⁾ L'économiste français 1877, S. 23, 55 u. 161. — The economist 1877, 30. Juni.

²⁾ Moniteur des soies, 13. Mai 1876.

und ihren Glanz bewahren, werden fast gar nicht mehr angefertigt; solche Stoffe, verschönt durch das Talent der Künstler, würden die Ansprüche sowohl des Luxus wie der Solidität und der Sparsamkeit befriedigen. Indess von ihnen ist nicht mehr die Rede. Die Fabrikanten, erschreckt durch die hohen Preise des Rohstoffs, besonders zur Zeit der Raupenkrankheit, haben sich abgemüht in Auffindung von Mitteln, ihre Waare mit möglichst geringer Anwendung von Seide darzustellen. Man hat diese im Färben mit einer Unzahl von Chemikalien erschwert, mit Floretseide vermischt und dadurch den Uebergang der Mode zu Stoffen aus Wolle und Baumwolle mit kleinen Ziereffekten von einzelnen Fäden Seide angebahnt. Der Hauptgrund der Bevorzugung solcher Mischungen seitens der Damenwelt war der mächtige Einfluss der Schneiderin. Diese ist aufs höchste an der Werthlosigkeit des von ihr verarbeiteten Materials interessirt, denn würde der Stoff schon hohe Kosten verursachen, so würden die Männer wenig geneigt sein, auch noch die langen Rechnungen der Schneiderin zu bezahlen. Die ungemusterten Stoffe erhielten ihr Ornament durch Bänder und Gallons, die glanzlosen einen Schein des Reichthums durch Besatzartikel und kleine Zierrathen, das werthlose Gewebe wurde durch den guten Geschmack der Form gehoben; eine beträchtliche Vertheuerung der Anfertigung und der Zuthaten war die Folge. In dieser Hinsicht kostet das Kleid einer Dame das Doppelte gegen früher, die Rechnung der Schneiderin beläuft sich zuweilen höher als der Werth des Stoffes. Das illustriert den Unterschied zwischen alter Dauerhaftigkeit und moderner Eleganz; darauf beruht der Interessengegensatz zwischen Fabrikant und Schneider.

Die Seide ist eine Luxuswaare, in ihrem Verbräuche daher abhängig von der wirthschaftlichen Gesamtlage des Volkes. Nach Kriegen und Krisen verschwindet sie ganz vom Markte und Halbseide, Wolle und Baumwolle treten an ihre Stelle. So geschah es nach 1871 in Frankreich, nach 1873 in Amerika und Deutschland; in New-York gab man Kattun-, in Berlin Kaliko-, d. h. Steifleinen-Bälle. Hier war der Verbrauch von Seide und Sammet in solche Schichten der Bevölkerung gedrungen, die nicht sowohl der Disciplin des Luxus als vielmehr der Disciplin der gebotenen Mittel zu folgen gezwungen sind und bei geschwächtem Kaufvermögen sich nothwendig Surrogaten oder billigeren Stoffen zuwenden müssen (Anlage VIII). Und nicht allein von den einheimischen Krisen wird die Crefelder Industrie beeinflusst, sie ist zu zwei Dritteln Exportindustrie und damit allen Schwankungen des internationalen Marktes, den allgemeinen Handels- und Verkehrsstörungen, allen Zolländerungen und Kriegsbefürchtungen ausgesetzt.

Eine Eigenthümlichkeit des Absatzes ist es, dass die Seidenstoffe in zwei Saisons, die Sammetwaaren nur in einer zur Ver-

wendung gelangen; daraus folgt, dass der Sammet während der einen Hälfte des Jahres für die Bedürfnisse des anderen auf Lager gearbeitet wird und der Fabrikant darauf angewiesen ist, Durchschnittspreise zu fordern. Herrscht in Rohseide, Weblohn und Begehre eine Haussebewegung, deren Stillstand noch nicht abzusehen ist, so ist der Seidenwaarenhändler gern bereit, erhöhte Preise zu zahlen; tritt aber ein Rückschlag ein, so anticipirt der Konsum die Baisse und will das System der Durchschnittspreise, das ihm beim Aufschlag zu Gute gekommen, in keiner Weise mehr anerkennen. Dadurch wird der Absatz erschwert, und ein Sporn zu noch weiterem Drücken der Produktionskosten und des Arbeitslohnes gegeben.

Von weittragendstem Einfluss auf den Gang einer Krisis wird das Verhalten der Kaufleute. Die grossen alten Firmen sind an einer Stabilität der Waarenpreise ungemein interessirt. Die Natur ihrer Stapelartikel bringt es mit sich, dass sie immer grosse Lagerbestände haben, oft im Betrage von ein bis drei Millionen Mark. Da die Waarenpreise sich nach den letzten Herstellungskosten richten, so beschleunigt selbstverständlich eine Erniedrigung der Arbeitslöhne auch die Baissebewegung der Waarenpreise, und wenn diese um 5—10 Procent sinken, entwerthet auch leicht das gesammte Waarenlager um 20, 50 und mehr tausend Mark. Den grossen Firmen sind daher ein unmerkliches Sinken der Rohseidenpreise und Arbeitslöhne, verbunden mit einem Steigen der Nachfrage, am liebsten; die Selbsterhaltung treibt sie aber, die Arbeits- und Waarenpreise vor plötzlichem Fallen und sich selbst damit vor einer Expropriation ihres Vermögens ohne Schadenersatz zu bewahren.

Umgekehrt die jungen Häuser. Durch keine Rücksichten auf ein Lager gebunden und bei Krisen vor die Alternative gestellt: entweder zu falliren oder sich Bestellungen um jeden Preis zu verschaffen, um ihrem Banquier Deckung geben zu können, entscheidet bei ihnen der Selbsterhaltungstrieb regelmässig für das letztere. Sie reisen spät nach der Saison nach London, übernehmen Bestellungen zu den lächerlichsten Preisen, kommen dann nach Hause und setzen, wie es neulich geschehen, den Weblohn auf einen Ruck um 16 Procent herunter. Die Weber müssen sich allen Bedingungen fügen, die grossen Häuser schränken ja überhaupt die Produktion ein und die kleinen Leute behaupten das Feld. Nun beginnt die allgemeine Deroute: die Waarenpreise sinken, die Löhne fallen, die Lagerbestände entwerthen, die grossen Kaufleute sind ausser sich und verzweifelt rief der Chef einer der grössten Firmen über ein junges, nach obiger Art operirendes Haus aus: „Geben wir einem jeden der beiden Associés 10000 Thaler jährlich, so stehen wir uns besser, als wenn sie uns die Preise auf dem Londoner Markte verderben.“ Oder aber solche Fabrikanten

falliren, es finden Zwangsverkäufe statt und üben eine ähnliche Rückwirkung auf die Gesamtlage der Industrie.

Es gelangt hier der wesentlichste Unterschied zwischen Crefeld und Elberfeld zur Geltung. Ersteres producirt in der Hauptsache Stapelartikel, wie leichte Seidenstoffe und Sammete, letzteres, namentlich früher, gemusterte Modeartikel. In ersteren ist ein Lager möglich, weil die Bestände stets verkäuflich bleiben; Modeartikel aber entwerthen total und werden daher nur auf Bestellung gearbeitet. Tritt nun einmal ein Rückschlag ein, so sucht man in Crefeld wenigstens zu so billigem Lohne als möglich auf Lager zu arbeiten, um beim nächsten Preisaufschlage am Agio zu profitiren; es kann daher, wenn auch bei Hungerlöhnen, immer fortgearbeitet werden. Bei Modeartikeln in Elberfeld spielt der Lohn eine geringere Rolle; ist die Waare in der Mode, so wird jeder Preis und auch jeder Lohn gezahlt; ist sie es nicht, so wäre es Unsinn, auf Lager zu arbeiten; daher konstanter Lohn, aber schwankende Beschäftigung. Darum lautet die Parole, welche die Weber den Fabrikanten gegenüber ausgeben: in Crefeld gleichmässiger Lohn, in Elberfeld fortlaufende Beschäftigung!

Je nach den Ursachen der Krisen ist ihr Verlauf ein verschiedener. Eine Vertheuerung des Rohstoffs hat z. B. auf die Sammet- und Sammetbandindustrie einen geringeren Einfluss als auf die Stoffe, weil bei ihr die Handarbeit den grössten Antheil am Werthe des Produkts ausmacht, welches denselben nur zu einem Drittel, neuerdings in Folge der Anwendung von Chappe und Baumwolle sogar in noch geringerem Grade vom Material empfängt; die äusserste Zone der Weberei bleibt wie im Jahre 1865 in ungestörter Wirksamkeit. Der Rückschlag trifft in diesem Falle die Seidenstoffe und Seidensammete, wo der Rohstoff zwei Drittel des Werthes ausmacht; aber wenn sonst die Geschäftslage eine günstige ist, schaffen halbseidene Stoffe, z. B. 1867 Atlas, Popeline, guten Rath; auch sucht man in der mittleren Zone sich mit Sammetweben auszuhelfen. Die Weber im Centrum mit ihren mehr von der Mode als vom Rohstoffe abhängigen Geweben bleiben relativ beschäftigt. Die Versuche, die Produkte der äusseren Zone während der Nothzeit im Centrum einzubürgern, misslangen z. B. im Jahre 1867 vollständig; die Löhne waren nicht hoch genug und die Stadtweber befürchteten mit Recht eine dauernde Erniedrigung ihres Lohnniveaus. Bei einer Steigerung der Rohseidenpreise tritt der Vortheil ein, dass die Händler eine gewisse Bereitwilligkeit an den Tag legen, auch höhere Preise für die Waaren zu zahlen, und dass die kleineren Konkurrenten fast ausser Stande sind, fortzuarbeiten und die Löhne zu drücken. Anderseits vermögen nunmehr auch die grösseren Firmen nicht auf Lager arbeiten zu lassen, weil selbst die gedrücktsten Löhne durch die Steigerung des Rohstoffpreises ausgeglichen werden

würden. Daher bei solchen Krisen nur ein mässiges Sinken des Lohnniveaus, aber ein Entstehen von Arbeitslosigkeit in der mittleren Zone der Seidenstoffe und Seidensamnte.

Eine andere Art von Katastrophen haben wir hereinbrechen sehen in Folge übermächtiger ausländischer Konkurrenz. Dies hat zunächst die Wirkung, dass die Fabrikanten sich konkurrenzfähig zu erhalten suchen durch das Drücken des Lohnniveaus in der entsprechenden Zone; gelingt das nicht auf die Dauer, so muss dieser Artikel in entferntere Gegenden hinausrücken oder mechanisch hergestellt werden. Jedenfalls muss die Fabrikation des fraglichen Artikels ihren Standort ändern und billigere Arbeitsbedingungen aufsuchen; das Raisonement der Kaufleute, dass die Arbeiter durch ihre masslosen Ansprüche die Konkurrenzfähigkeit der Industrie bedrohen, ist in diesem Falle völlig unberechtigt.

Dem durch Steigen der Rohseidenpreise und durch ausländische Konkurrenz hervorgerufenen Lohnsinken ist unmittelbar kein Steigen voraufgegangen; es sind dies beides von aussen herantretende Kalamitäten, auf welche die inländische Industrie keinen direkten Einfluss übt. Anders, wenn bei allgemein steigendem Begehre und günstiger Mode die Fabrikanten eine Bewegung in Scene setzen, welche sich sehr bald als übertrieben erweist. Es unterliegt keinem Zweifel, dass bei zunehmender Nachfrage die Kaufleute das Recht und die Pflicht haben, ihre Betriebe auszudehnen, und es ist ein volkswirtschaftliches Verdienst und eine lobenswerthe Energie, wenn sie durch persönliche Bemühungen und höhere Lohnangebote die Arbeiter aus minder gewinnbringenden Erwerbszweigen zur Seidenindustrie hinüberführen. Jedoch sind die Mittel nicht immer die reinsten, die Einsicht in die Bedürfnisse des Weltmarkts keineswegs eine ausreichende und der Beweggrund für die Ausdehnung der Industrie nicht das Streben, einer dauernden Nachfrage zu entsprechen, sondern den durch momentan gestiegene Waarenpreise entstehenden Gewinn, sei es auch auf Kosten einer späteren Zerrüttung von Tausenden aus ihren alten Beschäftigungen herausgerissenen Existenzen zu realisiren. Mit Recht erhebt sich der Vorwurf, dass die wirtschaftliche Moral und Intelligenz der Crefelder Kaufmannschaft noch manches zu wünschen übrig lässt. Dazu gesellt sich die Hast, mit welcher sie später das verwerflichste Mittel, das Lohnwerfen, anwendet und zu dem Drucke der Konjunktur, welche theils die Arbeit ganz entzieht, theils nur die mindest gelohnte zulässt, noch den Druck seitens derjenigen Männer fügt, denen als volkswirtschaftliches Amt die Leitung der Produktion und die Sorge für die jeweilig bestgelohnte Beschäftigung ihrer Arbeiter übertragen ist.

Um sich fortlaufend in Arbeit zu erhalten, handeln die Weber nach zwei verschiedenen Grundsätzen. Entweder ar-

beiten sie stets für ein paar Firmen zu gleicher Zeit, um beim Schiffbruch der einen doch an der andern eine Stütze zu finden, — eine Kalkulation, welche oft dadurch gekreuzt wird, dass der Fabrikant gerade solche Weber am ehesten still setzt, weil er glaubt, dass sie bereits von einem andern Beschäftigung erhalten und dass dabei seine Muster abgeguckt oder seine Bobinen, namentlich die schwarzen, verwechselt werden. Oder die Weber harren bei einem Hause aus und hoffen in Folge jahrelanger Geschäftsverbindung Berücksichtigung zu verdienen, worin sie sich aber oft bitter getäuscht sehen¹⁾. Prämien und Pensionen für alte Weber zählen zu den rühmlichen Ausnahmen bei einigen Firmen mit soliden und ehrenwerthen Geschäftsausancen, so z. B. bei H. vom Bruck Söhne (Seyffardt) u. A. Im allgemeinen fühlt man sich auf beiden Seiten jeder Verpflichtung baar nach Ablauf des Vertrages.

Das patriarchalische Verhältniss, welches bis in die 1840er Jahre hinein existirte und auch noch formell durch die Behülf-scheine aufrecht erhalten wurde, ist durch die häufigen Krisen und wiederholten Arbeiterwechsel, vollends im letzten Jahrzehnt, als aufgelöst zu betrachten. Die Fabrikanten behandeln ihre Weber durchaus geschäftsmässig und halten sich von jeglicher anderen Verpflichtung als von dem Lohnzahlen für geleistete Arbeit befreit. Es mangelt durchaus die Auffassung, wonach die Arbeiter als Gleichberechtigte anerkannt werden, deren Führung und Erziehung von den geistig und wirthschaftlich höher stehenden Kaufleuten in die Hand genommen werden müsste. Es fehlt diesen sowohl an sozialem Pflichtgefühl wie an sittlicher Energie, an jenen psychischen Eigenschaften, welche als Grundlagen von veränderten Rechtsauffassungen die sociale Lage und den persönlichen Verkehr beeinflussen; sie gehören mit ihrer Gefühlsweise einer überwundenen socialpolitischen Epoche an und bewegen sich mit den Webern in ganz verschiedenem Ideenkreise, sie missverstehen sich gegenseitig und finden beim Umgange oft Streit und Hader. Darum überlassen die grossen Kaufleute, welche durch die Leitung des kaufmännischen und allgemein technischen Geschäfts vollauf in Anspruch genommen sind, die Verhandlungen mit den Arbeitern ihren Commis und Werkmeistern. Obwohl die letzteren aus den gebildetsten und tüchtigsten Elementen der Arbeiter-

¹⁾ So sagte der Kommiss eines Hauses zu einem Weber, welcher 31 Jahre für dasselbe gearbeitet hatte: Ihr seid schon alt und müsset Euch anders beschäftigen! Der Weber glaubte aus diesen Worten die Aussicht auf eine leichtere Arbeit entnehmen zu dürfen, brachte ganz erfreut die Geräthe zurück und blieb nun stehen, um die fernere Entscheidung abzuwarten. „Worauf wartet Ihr denn?“ Ich hoffte doch auf ein anderes Werk in der Fabrik! „Solche alte Leute brauchen wir nicht mehr; seht zu, wo Ihr anderweit Arbeit findet!“ Zum Glück erhielt der Mann, der 31 Jahre für das Haus gearbeitet hatte, Beschäftigung bei einer andern Firma.

klasse hervorgehen, gerathen sie doch oftmals in Streit mit den Webern und Viele erscheinen um so unbarmherziger, je abhängiger und strebsamer sie sind. Daher ziehen viele Weber selbst bei geringerem Verdienst die kleineren Firmen vor. Hier verhandelt der Fabrikant mit ihnen persönlich, er braucht den einzelnen Weber mehr als das grosse Haus, er schmeichelt dessen Ehrgefühl und behandelt ihn als Meister, bei günstiger Konjunktur sogar als Herrn. Ueber diesen ideellen Gewinn lässt der Weber den materiellen fahren. Und wo gar der Fabrikant kein Eingewanderter ist, sondern ein Einheimischer, der nach Landessitte mit den Arbeitern verkehrt, mit ihnen das geliebte Platt redet, da wird manches Missverständniss rasch ausgeglichen und wenigstens persönlicher Hass und Bitterkeit entstehen nicht.

Nicht zum geringsten Theile sind es die Arbeiter selbst, welche einen freundlicheren Umgang erschweren. Ihr erwachendes Selbstgefühl weiss nicht den richtigen Ausdruck zu finden, es äussert sich in Trotz und Unverschämtheit, in tiefem Misstrauen gegen alle Massnahmen der Fabrikanten und in daraus folgender Undankbarkeit. Daneben klingt doch im Innern noch die Erinnerung alter Zeiten durch und selbst alle Krisen haben das Band sittlicher Zusammengehörigkeit noch nicht ganz zu lösen vermocht. Charakteristisch tritt das beim Worte „Brotherr“ hervor. Bezeichnen sich die Fabrikanten als solche, so erheben die Arbeiter stürmischen Protest; mangelt es ihnen aber an Arbeit, so klagen sie jene an: es sind ja doch unsere Brotherren!

Noch niemals hat mich ein Weber tiefer in seine innere Gefühlsweise blicken lassen als jener, mit welchem ich mich in der Weber-Union unterhielt. Er schilderte mir den Kampf der Weber gegen die Fabrikanten, deren Bosheit, den Versuch eine Lohnliste zu etabliren und dereinst durch Gründung einer Productivgenossenschaft sich von der Leitung der Fabrikanten zu emancipiren. Als wir nun in die Details eingingen und eine unendliche Reihe der grössten Schwierigkeiten sich aufthürmte, da brach er wehmüthig in die Worte aus: „Nun ja, wir wollen denn auch für geringeren Lohn arbeiten, wenn die Kaufleute nicht anders können; aber es soll der Fabrikant mich rufen lassen und nur freundlich zu mir sagen: Meister, ich konnte keine besser bezahlte Bestellung erhalten, wollt Ihr die Arbeit zu diesem Lohne übernehmen? Für dies eine freundliche Wort würden wir Alles ertragen!“

Indess die Geschäfte werden ohne dieses eine freundliche Wort abgewickelt und bei dem Arbeiter verhärtet sich die Ueberzeugung, dass er von der Kaufmannschaft aus freien Stücken nie etwas Gutes zu erwarten habe. Der Klassengegensatz ist ihm bereits in's Bewusstsein gedrungen, er wird, wie wir später sehen werden, durch den religiösen Gegensatz ver-

schärft und findet in der politischen Parteinahme seinen Ausdruck. —

Die wechselnden Konjunktoren und die Krisen sind es, welche periodisch über die Industrie Unheil bringend hereinbrechen. Sind denn nicht Massnahmen gegen ihre Wirkungen möglich?

Gegen eine Reihe von Einflüssen, wie Ausfall der Ernte, Wechsel der Mode, allgemeine wirthschaftliche Krisen, Kriege, auswärtige Zolländerungen, ist die Industrie schutzlos; sie treten übermächtig von aussen heran und müssen als unabwendbares Schicksal getragen werden. Indess wird ihre Erschütterung eine um so geringere sein, je grösser die Kenntniss von dem Entstehen und dem Verlaufe der Konjunktur, je eingeschränkter die Summe der unwissbaren Umstände ist; eine Reihe von Missgriffen aus blinder Furcht und unberechtigter Hoffnung würden durch eine Vermehrung des Wissens beseitigt werden. Das ist der erste Punkt, auf welchen die Aufmerksamkeit zu lenken ist.

Hat die Crefelder Kaufmannschaft stets ein entsprechendes Urtheil über die Lage des Weltmarkts bewiesen? Selbst der zuversichtlichste Fabrikant wird diese Frage nicht bejahen können. Die wiederholten, nicht zu geringstem Theile in dem Mangel an Voraussicht und Umblick der Kaufmannschaft wurzelnden Ueberproduktionen haben an den Tag gelegt, dass dieselbe die erforderlichen Eigenschaften noch nicht besitzt. Es handelt sich hier nicht um die grossen alten Häuser, welche in der That überall Verbindungen unterhalten und auch meist eine richtige Produktionspolitik befolgt haben, es handelt sich vielmehr um die kleineren Firmen, welche die grosse Mehrzahl bilden; — sie sind es, in deren Interesse es ein Institut zu schaffen gilt. Wer bei ihnen eine genügende Fähigkeit zur Spekulation, zu jenem übernatürlichen, metaphysischen Rathen auf die Wirkung, welche die unwissbaren Umstände der Konjunktur hervorbringen werden (wie Lassalle es geistreich bezeichnet), voraussetzt, der ist ein blinder Schwärmer für das Dogma der individuellen Tüchtigkeit eines jeden Unternehmers im Systeme der freien Konkurrenz und kennt die Sachlage ganz und gar nicht. Die Organisation eines solchen Institutes würde keine andere sein können, als die einer grossen Firma, nur mit mehr Mitteln in grossartigerer Weise ausgestattet und mit voller Oeffentlichkeit aller einlaufenden Berichte. Wie die Seewarten über alle Meere und Küsten das Netz ihrer Beobachtungsstationen ausgespannt haben und die Schiffer warnen vor den Stürmen, welche im Anzuge sind, so soll auch eine Warte der Konjunktoren durch Agenten in allen Ländern und Handelsplätzen die Wechsel der Mode, des Bedarfs, der Ernte erspähen und durch ihre Signale die Industriellen benachrichtigen lassen. Es würden dann Manche

veranlasst werden, die beabsichtigte Fahrt zu unterlassen und andere auf der Fahrt Begriffene würden bei Zeiten ein Segel einziehen. Zwar würden Schiffbrüche nicht vermieden werden, aber die Chancen der Fahrt wären günstigere und bekannter die Strömungen im wirtschaftlichen Aether.

Die industrielle Warte würde etwa den Handelskammern von Crefeld, Elberfeld und Gladbach (für Viersen) unterstellt sein und könnte vielleicht auf eine internationale Vereinigung mit den französischen, englischen und schweizer Industriellen hinarbeiten. Wie die Trocknungsanstalt die Seide wiegt, soll jene die Nachfrage wägen, eine schwierigere, aber doch nicht unausführbare Aufgabe. Aber selbst wenn sie gelöst wäre, so würden die meisten Fabrikanten doch nicht nach den allgemein volkswirtschaftlichen Erfordernissen, sondern nach ihrem momentanen Vortheil verfahren. Es entsteht daher die heikle Frage nach einer Organisation der Kaufmannschaft an Stelle der gegenwärtigen Verfassungslosigkeit. Soll man etwa die ruinöse Konkurrenz namentlich der kleineren Firmen dadurch beseitigen, dass man die Etablirung einer Seidenfabrik vom Nachweise eines gewissen Vermögens abhängig macht, oder soll einem jeden Unternehmer das Maximum seiner Jahresproduktion fixirt werden? Solche Massregeln sind bei der gegenwärtigen Auffassung ebenso aussichtslos wie in der That auch unpraktisch. Das nächste Ziel wäre eine auf freier Uebereinkunft beruhende Vereinigung, welche zuerst die Einrichtung der industriellen Warte in die Hand nimmt, gestützt auf deren Berichte Circulare mit Warnungen und Ermahnungen an die Mitglieder ergehen lässt und allmählich zu einer Vertheilung der Bestellungen und einem System der Konventionalstrafen übergeht, wie solches bei den Eisenindustriellen bereits existirt. So würden dann nach und nach bei Zusammenrechnung der Handelskammer für die Vertretung der commerciellen Interessen, des Gewerbegerichts zur Beilegung der industriellen Streitigkeiten, des Organs zur Verhütung des Seidendiebstahls, der Trocknungsanstalt der Seide, der industriellen Warte der Konjunkturen, der Webeschule für die technische und kunstgewerbliche Ausbildung eine ganze Reihe von Funktionen sich ergeben, welche einem späteren corporativen Verbandsleben und Existenzberechtigung einhauchen könnten. Dazu käme der grosse Vortheil, dass die Kaufmannschaft endlich ein officielles Organ besässe, um mit den Arbeitern zu verkehren.

Wie ist der Arbeiterstand zu organisiren, um den vernichtenden Wirkungen der Konjunkturen ein Gegengewicht zu bieten? Die Weber selbst kennen nur ein Mittel, welches nach ihrer Ansicht unfehlbare Hülfe gewähren könnte: die Lohnliste. Das zwingt uns, näher auf dieselbe einzugehen.

Das Streben nach einer Lohnliste scheint bei den Seidenwebern allenthalben verbreitet zu sein. Auch in Lyon machten

im Jahre 1831 die Meister einen Aufstand und bildeten Gesellschaften, um den Fabrikanten einen verbindlichen Tarif aufzuzwingen; im Jahre 1834 nahm die Bewegung eine politische Färbung an und wurde niedergeschlagen¹⁾. In Crefeld wurde die Lohnliste vom 27. März 1848 von je fünf kaufmännischen und Weberdeputirten vereinbart; letztere waren von Wahlmännern bezeichnet worden, denen die Weber je einer Firma ihre Stimme gegeben hatten. Der Gemeinderath erhob die Vereinbarung zum Ortsstatut, die Bezirksregierung zu Düsseldorf aber gab dasselbe zur nochmaligen Prüfung zurück, und als es fast unverändert blieb, erklärte sie es für ungeeignet und den Gesetzen nicht entsprechend; so blieb es bei einer nur privaten Vereinbarung. Die Fabrikanten erklärten nun fernere Verhandlungen für fruchtlos und zogen sich zurück; die Weber allein bildeten eine Rumpfcommission, theils um die Vereinbarung aufrecht zu erhalten, theils um eine Innung in's Leben zu rufen. Als letztere gebildet war und der Kommission unter dem 19. Januar 1852 verboten wurde, ihre Genossen von der Arbeit zu billigerem Lohne, als die Liste besagte, durch andere Mittel abzuhalten als durch gerichtliche Klage, da löste sich dieselbe auf. Viele Fabrikanten hatten sich von Anfang an nicht an die Liste gekehrt, andere suchten ihr verpfändetes Wort zu halten, indess in den schlimmen Jahren 1857—61 gelangten die Sätze derselben trotz der Opposition und der Drohungen der Weber ausser Uebung. Dennoch ist die moralische Kraft der einmal vereinbarten Lohnliste unter den Webern so gross, dass sie noch heute nach deren Sätzen ihren Lohn berechnen: so und so viel Procente über oder unter der Liste.

Ist eine Etablirung derselben denn überhaupt möglich? Vor allem gilt es, gewisse Missverständnisse zu beseitigen, welche mit dem Worte „Lohnliste“ verknüpft sind. Eine einfache Restauration der alten Sätze von 1848 und deren Gültigkeitserklärung für alle Ewigkeit ist natürlich unmöglich und ich habe auch keinen Weber gefunden, der solches gefordert hätte; der weitgehendste Wunsch zielte auf eine Dauer von drei bis fünf Jahren ab. Dergleichen ist nicht undurchführbar; einige der hervorragendsten Fabrikanten erklären einen Lohnsatz z. B. für einfache Samme für sehr wohl möglich; thatsächlich hatte sich auch eine Stabilität in dieser Branche erhalten, bis sie gleichfalls im allgemeinen Zusammensturze des Jahres 1874 vernichtet wurde. Eine ganz allgemeine Festsetzung der Taxe auf mehrere Jahre würde aber in einer Zeit sehr gesunkener Waarenpreise entweder zu einer allgemeinen Umgehung oder im Falle der Einhaltung zu einer Arbeits-

¹⁾ Reybaud: Condition des ouvriers en soie 1859, S. 135.

losigkeit vieler Weber führen. Es gilt daher einen Kompromiss zwischen den schwankenden Waarenpreisen und den berechtigten Lohnforderungen der Weber. Der Kernpunkt ihrer Forderungen ist denn auch ein paritätisches Einigungsamt, welches gerecht die beiderseitigen Ansprüche abwägt und gemeinsam die Löhne festsetzt. Wogegen sie sich sträuben, das ist die gegenwärtige einseitige und rücksichtslose Octroiirung der reducirtesten Löhne; sie wollen ein Wort mitzureden haben bei der Vertheilung des von ihnen erarbeiteten Productionsertrages. Nichts ist berechtigter als diese Forderung. Wenn man die Weber an allen möglichen politischen Wahlen theilnehmen lässt, wie viel mehr müssen sie sich nicht reif und befähigt glauben, ihre Meinung darüber abzugeben, welchen Antheil von dem Werthe, der zu einem, ja oft zu zwei Drittel durch ihrer Hände Arbeit entsteht, sie für ihren Lebensunterhalt unentbehrlich halten. Die blosse Existenz einer gemischten Kommission besässe schon den grössten moralischen Einfluss, sie würde extreme Lohnschwankungen verhüten und über dieselben eine gewisse Kontrolle führen können; sie wäre die mächtigste Stütze der grossen Kaufleute gegen die übertriebenen, ihnen oftmals Schaden bringenden Lohnerniedrigungen seitens der kleineren Konkurrenten.

Ueber die Wirksamkeit eines freiwilligen Einigungsamtes darf man sich keinerlei Illusionen hingeben, wenn die Deputirten des Weberstandes nicht zugleich im Stande sind, ihren Forderungen auch Thaten folgen zu lassen. Die Uebermacht der Crefelder Fabrikanten kann nur durch eine wohlorganisirte und wohlgeleitete Macht der Weber gebrochen werden. Von privatwirthschaftlichen Berechnungen in ihren geschäftlichen Speculationen geleitet, werden die Fabrikanten aus freien Stücken weder eine Kommission in's Leben rufen, welche ein Hemmniss für ihre Interessen und ein Mittel für Erniedrigung ihres Einkommens wäre, noch die Forderungen von Deputirten einer vorübergehend versammelten Wählerschaft respectiren, wenn sie nicht gezwungen werden durch eine Machtentfaltung, und zwar eine dauernde und organisirte Machtenfaltung in umfassendster Weise.

Diese Machtentfaltung hat bisher nur ganz formlos stattgefunden; bei Krisen wie 1828 und 1848 rotteten sich die Weber zusammen und erreichten durch Fenstereinwerfen die Etablirung von Lohnlisten; beide Male waren sie nicht im Stande, ihren Forderungen auf die Dauer Nachdruck zu verleihen; beide Male erholten die Fabrikanten sich rasch von ihrem Schrecken und nahmen das alte System wieder auf. In ähnlich formloser Weise nehmen die Weber an der steigenden Konjunktur theil und zwar nicht durch offenen Kampf, sondern durch versteckten Guerillakrieg, durch Fortlaufen von einem Fabrikanten zum andern um ein paar Pfennige und durch

Brechen der Verträge. Nicht einmal bis zu einem Zusammengehen in Form einer allgemeinen Arbeitseinstellung haben es die Weber gebracht. Eine solche wäre hier auch ganz zwecklos. Der eine Hauptzweck von Strikes, die kürzere Arbeitszeit, ist bei der hausindustriellen Organisation gegenstandslos, obwohl in der Stadt Lyon in früheren Jahrzehnten Feierstunden verabredet waren, bei deren Nichtbefolgung dem Meister die Fenster eingeschlagen wurden. In Beziehung auf die Lohnhöhe aber sind gemeinsame augenblickliche Feststellungen durch die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, die zu ihrer Herstellung ein sehr verschiedenes Mass von Arbeitszeit, Kraft und Geschicklichkeit erfordern, sehr erschwert. Eine Arbeitseinstellung bei aufsteigender Konjunktur ist überflüssig, da durch die Leichtigkeit des Ueberganges von einem Fabrikanten zum andern sowohl eine Gleichmässigkeit wie eine genügende Höhe des Lohnes erreicht wird. Bei einem Rückschläge herrscht nur das allgemeine Rette-sich-wer-kann, die Einzelnen finden sich nie zu gemeinsamer That zusammen und diejenigen, welche wegen der Einfachheit ihrer Arbeit am leichtesten gemeinsame Arbeitsbedingungen aufstellen könnten, die Sammetweber, wohnen zerstreut in ländlicher Einsamkeit und betreiben die Arbeit zum Theil nur als Nebenbeschäftigung, vermögen daher zu viel geringerem Lohn zu arbeiten als die professionellen Weber.

Freilich sind auch wiederholte Versuche einer festen corporativen Verfassung unternommen worden. Als „die Weber durch des Königs Majestät erlauchten Willen zu selbständigen Handwerkern erhoben waren“, erhielten sie im Jahre 1849 ihre erste Organisation in der Weber- und Wirkerinnung; diese zeigte den besten Willen und grössten Thatendrang, ging aber in kurzer Zeit unter. Der Grund hiefür liegt auf der Hand: die Lebensinteressen jeder Arbeitercorporation sind der Lohn und die Regelung des Arbeitsangebots; auf keine dieser Angelegenheiten durfte die Zunft ihre Thätigkeit erstrecken, sie wurde einzig beschränkt auf das Lehrlingswesen. Nun ist dieses ja gewiss sonst eine wichtige Aufgabe jeder Innung, aber gerade bei dieser war sie von ganz untergeordneter Bedeutung. Der Aufschwung der Industrie hatte damals wiederum das Lehrlingswesen zerstört und das Niveau technischer Leistung herabgedrückt, die Prüfung der Lehrlinge war daher eine sehr wohlgemeinte, indess sehr unpraktische Institution. Je nach dem Standorte der einzelnen Artikel war bereits eine derartige Specialisirung der Weber eingetreten, dass es ganz zwecklos war, z. B. von einem glatten Sammetweber das Musterweben zu verlangen. Die Examinanden gaben sich daher alle als Sammetweber aus, die Prüfung wurde sehr bald eine Spielerei und Beutelschneiderei zu Gunsten der Prüfungscommission, welche während der Sitzungen mehr an Diäten bezogen als sie zu Hause hätten verdienen können. In kürzester Frist

wurde die gesammte Zunftverwaltung scheinbar angesehen und bald unrühmlich vergessen und aufgelöst. Uebrigens mag auch die stete Anwesenheit eines Fabrikanten die Entstehung eines kräftigen korporativen Geistes gehindert haben.

Auf dem Principe freier Vereinigung basirte die im vorigen Jahrzehnt entstandene Weber-Union, welche zeitweise auf dem linken Rheinufer bis zu 1800 Mitglieder gezählt hat. Die Tendenzen dieses Vereins schwankten je nach der Persönlichkeit des augenblicklichen Leiters, doch suchten die Socialdemokraten die Oberhand zu gewinnen. Da trat im Jahre 1872 mit der Bildung neuer Parteiverhältnisse eine Spaltung ein, das socialdemokratische Uebergewicht wurde beseitigt und es blieben 400 Mitglieder. Der Verein besitzt eine Kasse, in welche die Mitglieder bis zu 75 Mark Einlagen machen dürfen. Dadurch ist bis zum Jahre 1877 das Vereinsvermögen auf 7500 Mark angewachsen und es trat an die Union die Frage heran, wie sie das Kapital verzinsen sollte. Sie begann ihren Mitgliedern billige Kohlen zu verschaffen, dann ging sie zum Ankauf von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen über und erzielte eine um so erklecklichere Dividende, als die Mitglieder an ländliche Arbeiter verkaufen, welche sonst den Detaillisten die übertriebensten Preise zahlen müssen. So ist der Verein in das ruhige Fahrwasser eines Konsumvereins gerathen, hat einen später näher zu charakterisirenden geselligen Klub gegründet und verfolgt als ideales Ziel die Gründung einer Produktivgenossenschaft.

Ueber die Chancen der letzteren sich auszulassen, erscheint fast überflüssig. Wenn irgend ein Gewerbe, so erfordert die Seidenindustrie kaufmännischen Unternehmungsgeist und energische Leitung in hohem Grade. Eine Genossenschaft würde sich die erforderliche straffe Organisation mit kühner Initiative nicht geben können; sie würde ihren Beamten entweder zu viel Vollmacht und damit zu viel Gelegenheit zu gefahrvollem Risiko geben, oder sie würde deren Initiative zu sehr einschränken und mit geringeren Löhnen arbeiten müssen als die anderen Firmen und dadurch die Unzufriedenheit ihrer Mitglieder erregen. In Viersen hat man mit einem Kapital von 75000 Mark einen Versuch gemacht, derselbe ist aber gescheitert.

Einheitlich handelnd sind die Weber nicht aufgetreten. Als im Jahre 1872 die Löhne reducirt wurden, fand eine Versammlung von Webern aus Crefeld, Viersen und Anrath in letzterem Orte statt; das Resultat war der Beschluss, die Fabrikanten um Fortzahlung des Lohnes zu „bitten“. Wo später Aufforderungen seitens der Weber an die Fabrikanten ergingen, sich persönlich mit den Arbeitern über weitere Lohnreduktionen in's Benehmen zu setzen, fanden sie seitens der Socialdemokraten statt und wurden von nur drei Fabrikanten

befolgt. Ja selbst da, wo die Arbeiter völlig gesetzlich ihren Einfluss geltend machen konnten, wie bei der Wahl der Gewerberichter, haben sie es nicht gethan, und als sie es einmal in grösserer Anzahl versuchten, vermochten sie gegen die Koalition der Kaufleute und Werkmeister doch nur einen einzigen Weber durchzubringen; bei dem Mangel an Diäten würden sich ohnehin wenig Arbeiter zu solchen Ehrenämtern verstehen. Die rheinischen Fabrikanten stellen nicht ohne Grund ihre Gewerbeberichte als Musterinstitute dar.

So erscheinen die Weber als eine zusammenhangslose, auf das Land weithin zerstreute Menge ohne Widerstandsfähigkeit gegen die Konjunktur und deren Wirkungen. Wie ein Naturprocess spielt diese sich ab, ungestört durch die betheiligten Menschen, ohne Schranken an ihrem bewussten Willen zu finden. Ist überhaupt Aussicht vorhanden, dass die ohnmächtigen Einzelwillen sich zu einem mächtigen Vereine zusammenfinden werden? Die bisherigen Erfahrungen beweisen es klärlich, dass auf Jahrzehnte hinaus solches höchst unwahrscheinlich ist. Warum soll so lange das Nothwendige ungethan bleiben? Die Weber selbst können sich nicht organisiren, darum nehme der Staat die Sache in die Hand. Die Regierung, die doch sonst so erfindungsreich in mittelbaren Beeinflussungen ist, sollte alle selbständigen Meister veranlassen, im Nothfalle sogar zwingen, einem Gewerkvereine beizutreten, welcher in allen bedeutenden Weberorten seine Filialen, seine Centralleitung aber in einem von den Zweigvereinen gewählten Ausschusse in Crefeld hätte. Damit wäre sofort eine machtvolle Repräsentation für das Gewerbegericht, die Gewerbekammer und das Einigungsamt geschaffen; daran schlosse sich das gesammte Kassenwesen, welches heute völlig brach liegt, die Beihülfe zur Verhütung von Seidendiebstählen, zur Verhütung des Kontraktbruchs der Genossen, das Lehrlingswesen und die Beisteuer zur Weberschule; vor allem aber hätte der Verein als Hauptfunktionen: die gemeinsame Lohnregulirung und die Verhinderung einer übermässigen Ausdehnung der Produktion, indem bei hochgehender Konjunktur Leute abgehalten würden, als selbständige Webermeister sich zu etabliren, welche gewissen Formalitäten nicht genügt hätten.

Der letzte Punkt ist offenbar der schwierigste in der ganzen Frage, denn es würde entweder eine obligatorische Meisterprüfung oder wenigstens eine gewisse Zeitdauer des Gewerbebetriebes vor der selbständigen Etablirung gefordert werden müssen. Doch erscheint solches gar nicht undurchführbar. Da der Centralverband in eine Reihe von Ortsverbänden zerfiel, so könnte für einen jeden derselben, je nach dem vorherrschenden Artikel, ein verschiedenes Mass von Fertigkeiten verlangt werden. Im Kreise Erkelenz z. B. würde beim einfachen Sammetweber der Nachweis genügen,

dass er ein oder zwei Jahre gelernt hätte; vor Ablauf dieser Zeit dürfte er nicht selbständiger Meister sein und von Fabrikanten zu vollem Lohne ausgelohnt werden, nach Ablauf derselben aber alle Rechte der übrigen Weber haben. Damit wären der ruckweisen und übermässigen Ausdehnung der Produktion, welche für Arbeiter und Fabrikanten wie für die Qualität der Waare so verderbenbringend ist, gewisse elastische Schranken gezogen, ohne einem stetigen Fortschritte der Industrie Hindernisse zu bereiten. Der Nutzen eines solchen Webervereins wäre ein so grosser, dass die Betheiligten gern die Kosten seiner Unterhaltung tragen würden. Nur darf man bei seiner Bildung nie vergessen, dass seine Mitglieder nicht selbständige Handwerksmeister, sondern hausindustrielle Lohnarbeiter sind, also eine den Fabrikarbeitern wirthschaftlich und social nahestehende Klasse, nur nicht so centralisirt wie diese.

Bei einer derart veränderten Verfassung des Kaufmanns- und Weberstandes wären die Misstände, welche sich aus ihrer grenzenlosen inneren Konkurrenz ergeben, eingeschränkt, eine würdige Vertretung geschaffen, um völlig gleichberechtigt alle gemeinsamen wie alle Standesangelegenheiten zu ordnen und die technischen Leistungen und die eingegangenen Verträge zu sichern. Eine solche Organisation würde die Wirkungen der Konjunkturen nicht mehr verschärfen, und wenn diese selbst mit ihren Verheerungen auch nicht vermieden werden könnten, so würden sie in ihren Ursachen und ihrem Verlaufe doch bekannter und berechenbarer sein.

V. Die Lage der ländlichen Weber.

Crefeld ist eine stille freundliche Stadt; keine Fabrik-schlote, kein hastiges Drängen von Arbeitern, nur lange Schaaren junger Mädchen wallen Mittags zu den Comptoirs. Die Bedeutung der Industrie kann nicht nach der Grösse der Stadt bemessen werden, obwohl ja auch diese ansehnlich gewachsen ist; wohnt die grosse Masse der Weber und deren Hülfspersonen doch auf dem Lande zerstreut. Eine Schilderung ihrer Lage ist daher ausserordentlich schwierig, zumal dieselbe je nach den Zonen und den einzelnen Ortschaften eine sehr verschiedene ist.

Alle am Anfange genannten eigentlichen Weberorte sind keineswegs ackerbautreibende Dörfer, es sind vielmehr Städtchen von 4000—6000 Einwohnern mit langen Strassenreihen von dicht an einander stehenden, meist zweistöckigen Häusern, und

einer Bevölkerung, welche zu zwei Dritteln und mehr aus Webern, Spulern und Windern besteht; selten fehlt in einem Hause der Webstuhl. Die industriellen Arbeiter bilden den ärmeren und besitzlosen Theil der Einwohnerschaft; in Hüls besitzen von 1200 Weberfamilien nur etwa 100, in Anrath verhältnissmässig noch weniger ein Eigenthum, während in St. Tönis ein grosser Theil derselben besitzend zu sein scheint. Noch seltener als der Besitz eines Hauses ist natürlich der eines Gartens oder Ackers.

Der Erwerb eines „Eigenthums“ ist das Ideal jedes Webers; ist damit der Anfang gemacht, so liegt darin der stärkste Sporn zu fleissiger Arbeit wie zum Sparen; das „Eigenthum“ wird zur Sparkasse des Meisters, wie der Fabrikant seine Vorschusskasse bildet. Sie bieten einen freundlichen Anblick dar, die neuen auf den Aussensektionen belegenen einstöckigen rothen rankenumspunnenen Häuschen mit dem schmucken Ziegeldach, vom Garten umgeben. Im Innern halten sie auch meist, was sie von aussen versprechen; sie sind hoch und luftig, reinlich und ohne Staub, wie es die Arbeit erfordert, der Weber selbst mit sauberen Händen. Die „Fabrik“, für zwei bis sechs Webstühle eingerichtet, ist geräumig genug; das Schlafzimmer ist oben in der Mansarde, zur Seite eine kleine Küche, ja neuerdings wird sogar ein „Fremdenzimmer“ eingerichtet, in welchem sich die Familie am Sonntag aufhält. Solche Meister führen eine ganz behagliche Existenz. Indess sind es ihrer verhältnissmässig nur sehr wenige. Viele haben alte Häuser aus früherer Zeit und leben nicht viel besser als die grosse Mehrzahl der besitzlosen Weber.

Diese bilden den überwiegenden Haupttheil der Arbeiterschaft; sie sind nur im Stande für 90—120 Mark jährlich sich eine Werkstätte und eine Schlafkammer zu miethen. Die Wohnungsverhältnisse sind hier elend genug. Die Werkstätte ist in der Regel auch Küche und Wohnzimmer. Der eiserne Kochheerd steht an der einen Breitseite der Stube, der Geruch der Speisen verunreinigt die Luft und die Hitze wird namentlich für den Zunächststzenden unerträglich. In diesem Aufenthaltsraume drängt sich die ganze Familie zusammen; es spulen die einen Kinder, die andern spielen umher, die Mutter säubert die Kette und webt oder sie stillt den schreienden Säugling. Die neueren Häuser sind höher gestochen, die älteren sind oft nur so hoch wie der Webstuhl; häufig nimmt dieser fast die ganze Breite der Stube ein, meist stehen mehrere Stühle in derselben; die Luft ist dumpf und während des Kochens drückend heiss; im Winter kann nicht einmal gelüftet werden, weil der Weber durch die anstrengende Arbeit in Schweiss gebadet ist; im Sommer ist das Alles besser. Die Fenster sind oft blind und ein Halbdunkel herrscht selbst am Tage in dem Raume. In Vorst, in Niederkrüchten und

andern Orten ist mitunter die Diele nur aus gestampftem Lehm, manchmal liegt das Haus tiefer als der Erdboden, oder es ist doch die eine Wand vollständig feucht. Auch giebt es wahre Räuberhöhlen: nur fünf Schritt im Quadrat, zwei Webstühle, ein ordnungsloses Durcheinander von Kochgeräthen, Esswaaren, Schnapsflaschen, Weberkämmen, starrendem Schmutz und inmitten dieses drei wüste Gesellen beim Mahle. Die Schlafkammern sind gewöhnlich auf dem Boden und nur bei den Wohlhabenderen für Eltern und Kinder getrennt. Am traurigsten sind die Zustände in Anrath, Hüls und Vorst, besser in St. Tönis und Süchtelen.

In den entlegenen ackerbautreibenden Dörfern bilden die Sammetweber das Proletariat. Waren es doch die Tagelöhner, jüngeren Söhne von Bauern und andere arme arbeitslose Menschen, welche sich bei günstiger Konjunktur der Industrie ergaben; natürlich haben sie damit ihr elendes Dasein nicht verschlechtert, aber dasselbe ist jammervoll genug geblieben. Da sie indess gewöhnlich nur ein oder zwei Webstühle besitzen und man auf dem Lande nicht so beengt lebt, so wohnen sie, wenn auch vielleicht in dumpferen und kleineren Stuben, so doch geräumiger, da Werkstätte und Aufenthaltszimmer häufig getrennt sind. In reicheren Dörfern giebt es mehr besitzende Weber; in Niederkrüchten z. B. soll ein Drittel derselben Landeigenthümer sein; ein Gewerbetreibender, der so sehr den Konjunkturen ausgesetzt ist, muss eben à deux mains produciren.

Die Arbeiter auf dem Lande wohnen billiger, wenn auch kaum besser als in der Stadt; ihre Lebensmittel beziehen sie aber entschieden theurer, ausgenommen die Fälle, wo sie selbst ein wenig Kartoffelland besitzen. Der Aristokrat des Dorfes, der „Bur“ verkauft nämlich die ganze Ernte direkt auf einem grösseren Markte; die Krämer, namentlich wenn sie Kredit geben, schlagen ungemein auf die Preise auf. In flotten Zeiten füllen sich die Seiten des Büchelchens, beim Rückgang der Konjunktur müssen sich die verschuldeten Weber alle Zahlungsbedingungen gefallen lassen. Einige Krämer haben z. B. in Hüls Häuser auf Spekulation gebaut und vermiiethen dieselben ihren Schuldnern. Nun ist die Ausbeutung perfect. Die Arbeiter müssen nach dem Liefertage all ihr Geld dem Krämer einhändigen, und wenn sie sich Sonntags ein Gläschen Bier erlauben wollen, erst die Groschen dazu ausbitten. Konsumvereine sind aus naheliegenden Gründen auf dem Lande nicht entstanden; wohl hat man aber gesucht, auf zwei anderen Wegen sich gegen den wucherischen Detailhandel zu schützen: man benutzt die Boten, welche die Ketten bringen, um Lebensmittel und Kolonialwaaren aus der Stadt holen zu lassen, oder bezieht durch die Mitglieder der Weber-Union die billigen Kohlen, Kartoffeln, Erbsen und Bohnen.

Das Leben in den eigentlichen Weberorten ist ebenso theuer wie in der Stadt und daran liegt es denn auch, dass in ihnen die Löhne ebenso hoch sind hier wie dort. Zum andern Theile hat das darin seinen Grund, dass Viersen, Süchteln und Kempen selbständige Centren darstellen, deren Einfluss durch hohen Lohn seitens der Crefelder Kaufleute paralytisch werden muss. Auch in entfernteren Dörfern beruht der Unterschied weniger darauf, dass die Preise, als vielmehr dass die Lebensbedürfnisse selbst geringere sind. In der Stadt stehen Wirthshäuser und Tanzlokale in Fülle neben einander, die ausserhalb der elterlichen Wohnung arbeitenden Mädchen stolziren Sonntags in Sammt und Seide; auf dem Lande gilt es für den Meister noch als ehrenrührig, alle Abend ins Wirthshaus zu gehn, das Familienleben ist in Folge der grösseren Unselbständigkeit der Kinder noch fester, es herrschen mehr patriarchalische Zustände. Aber die günstigen Konjunkturen durchbrechen auch diese; andere Sitten greifen Platz und eine grosse Verwirrung in allen Gewohnheiten tritt ein.

Die hausindustrielle Betriebsform stellt die Arbeit der Meister in der Regel unter keine andere Kontrolle, als unter die des Hungers. In guten Zeiten wird daher viel gefeiert und in allen Weberorten ist das Sprüchlein verbreitet: Montag: Liefertag, Dienstag: Liefertags-Schwager, Mittwoch: Stell-Justig (Ordnen des Stuhles), Donnerstag: Pungel-Donnerstag (der Stuhl wird angesehen und daran herumgepungelt), am Sonnabend ist es nicht mehr der Mühe werth anzufangen und am Sonntag muss man hellen (sich vergnügen). Gewöhnlich dauert die Arbeitszeit im Winter von 7—9 Uhr, im Sommer von 6 bis 8, im armen Dorfe Venrath sogar von 5—9 Uhr. Vor Feiertagen, Festen, Kirmessen und „wenn es drückt“ wird noch länger gearbeitet, um mehr Geld zu gewissen Terminen zu haben. Aber bei schlechten Konjunkturen genügt selbst die längste Arbeitszeit nicht; die Weber mit zwei bis vier unerwachsenen Kindern gerathen in Schulden und müssen regelmässig die Armenpflege in Anspruch nehmen. Erst wenn zwei bis drei Kinder am Webstuhl sitzen, können die Schulden getilgt und Ersparnisse gemacht werden; wenn dann die Familie oder die Geschwister zusammenbleiben und eine ordentliche Wirthschaft führen, so ist das die Periode, wo ein Eigenthum erspart werden kann. Es springt in die Augen, wie wichtig es für die Eltern ist, ihre Kinder so früh als möglich zum Verdienst zu bringen, denn lange bleiben sie doch nicht bei ihnen; die Söhne heirathen oft mit 22—23 Jahren Mädchen von 18—19 Jahren; beide verlassen ihre Eltern und überliefern sie sammt den jüngeren Geschwistern wiederum der Noth. Mit der Geburt der Kinder werden die Eltern arm, mit ihrem Heranwachsen reich, mit ihrer Verheirathung verfallen sie wieder der Dürftigkeit. Die Stimmung der Weber ist bei alle-

dem natürlich keine rosige; sie charakterisirt sich am besten durch den Ausspruch: Wir müssen beten, arbeiten, hungern und dann droht man uns doch noch mit dem — Düwel!

Die frühzeitigen Ehen der Eltern, die frühe Arbeit der Kinder in gekrümmter Haltung und in überfüllten Räumen, der Branntweingenuss der Jünglinge haben in den eigentlichen Weberorten durch Vererbung bereits einen Weberstand mit all seinen specifischen Eigenschaften erzeugt¹⁾. Ein Weber von Kindesbeinen ist leicht zu erkennen: der Teint wächsern und matt, fast bleifarben, das Auge lebhaft, die Glieder schlank, die Arme fleischlos und dünn wie Kinderarme, die Hände zart und weiss, die ganze Gestalt athmet mehr Gewandtheit als Kraft, der Mann ist ein Schwächling, mit fünfzig Jahren „verschlissen“, ein Schwindsüchtiger. Kein Wunder, wenn im Jahre 1872 in Kempen unter den Webern der ersten Konkurrenz nur 15 Procent tauglich waren; krumme Beine und Anlage zur Tuberkulose waren die häufigsten Ursachen. Das sind die erwachsenen Weber! Und nicht einmal das Kind im Mutterleibe wird geschont, denn auf das härteste trifft denselben der Schlag der Lade. Sehr vortheilhaft zeichnen sich die Weber aus, welche erst später diesen Beruf erwählt und ihre Jugend auf dem Felde oder im Walde zugebracht haben.

Geistig sind alle Weber lebendig. Ein bewegliches Auge, welches dem hin- und herschiessenden Schiffchen mit Aufmerksamkeit folgt und jeden zerrissenen Faden, jeden Fehler erspäht. Die Technik der complicirteren Stoffe ist schon so schwierig, dass sie einen gewissen Scharfsinn und viel Kenntnisse erfordert; sogar die Sammetweberinnen gelten nicht als die dümmsten Mädchen im Dorfe, weil sie eine „kritische Arbeit“ verrichten. Dazu kommt der äussere Schliff durch den öfteren Umgang mit Werkmeistern und Fabrikanten, denen gegenüber sie stets auf der Hut sind, und der häufige Verkehr in grösseren Orten und in Wirthshäusern. Wenn auch ohne tiefere Schulbildung, erscheinen die Weber durchgängig als intelligente und anstellige, aber furchtsam vorsichtige Männer. Das Gesellschaftslokal mit seinen beiden grossen braun tapezirten Räumen, welches die Weber-Union sich auf mehrere Jahre gemiethet hat, macht einen freundlichen Eindruck. Es war am Samstag Abend: anständig blickende Männer, den schwarzen Rock über der blauen Blouse, die einen hinter der Zeitung, die andern an einer Partie Karten, die dritten, alte Leute, unterhielten sich gedämpft; dabei mässig gutes Bier, Cigarren und Pfeifen, einzelne liessen sich ein räthselhaftes Abendessen geben, — das war die Siesta der Webermeister nach gethaner Wochenarbeit.

Es ist oft behauptet worden, namentlich mit Hinweis auf

¹⁾ v. Hirschfeld a. a. O., S. 169 u. 179. — Reybaud a. a. O., S. 37 ff.

die zahlreichen Messeraffairen nach dem Kriege, die Weber seien roher und verwahrloster geworden. Für jene Jahre trifft der Vorwurf zu; es galt derjenige als ein tüchtiger Bursche, welcher „fix mit dem Metz bei der Hand“ war. Indess ebenso sicher ist es, dass seit dem grossen Rückgange 1872 sämtliche Excesse abgenommen haben. Es behaupten vielmehr alte und besonnene Männer, es sei in dieser Beziehung gegen früher bedeutend besser geworden. Zahlenmässig wird das kaum festzustellen sein, schon der wechselnden Strafgesetzgebung wegen, doch sind sensationsbedürftige Journalisten und arbeiterfeindliche Fabrikanten die unzuverlässigsten Quellen. Bei Beurtheilung sittlicher Zustände wird man überhaupt nicht die Schwindeljahre 1871/72 zu Grunde legen dürfen, und selbst dann im Auge behalten müssen, inwieweit die Arbeiter mehr demoralisirt waren als alle übrigen Stände. Bei den Arbeitern wird die Zuchtlosigkeit sich mehr in Messeraffairen, bei Kaufleuten im Betrüge äussern.

Die Sitten der Mädchen sind gemäss ihrer socialwirthschaftlichen Selbständigkeit natürlich verschiedene. Ihr ausserordentliches Ueberwiegen in den jugendlichen Altersklassen in Crefeld, ihr reichlicher Erwerb, die mangelnde Aufsicht in der grossen fremden Stadt, die stete Umgebung von Seide und Sammet zeitigen die Neigung zu Putz und zum Besuch der Tanzlokale. Die sitzende Lebensweise, die Langeweile und Abends die Einsamkeit, dieser schlimme Rathgeber, treiben die Mädchen in die Arme des Liebhabers¹⁾. Wie sollten sie auch anders den Sonntag verbringen? Haben sie nicht Geld genug erworben, jenen nöthigen Falls frei zu halten? Indess darf man ihnen damit keinen besonderen Vorwurf machen; derselbe trifft sämtliche Mädchen am Rhein in den ärmeren und arbeitenden Klassen. Das Eingehen der Ehe in dem Sinne, dass ein Jüngling sich mit einer Jungfrau verbindet, kommt selten vor; die Volkssitte ist vielmehr derart, dass der kräftige Jüngling sich ein Mädchen als „Schatz anschafft“ und beide „zusammen gehen“. Gelangen sie hiebei zu einem unerwünschten Ziele, so sind die Volkssitte und der Einfluss der Geistlichkeit so stark, dass sie sich in der Regel heirathen und uneheliche Kinder äusserst selten vorkommen. Sonst trennt sich wohl auch ein Paar, wenn es fühlt, nicht zu einander zu passen, und knüpft eine andere Verbindung an; eine derselben führt gewöhnlich zur Ehe. Da die jungen Leute vor der standesamtlichen Registrirung ihres Verhältnisses sich bereits nach allen Seiten kennen gelernt haben, so setzen sie sich auch keinerlei Enttäuschungen aus, sie haben sich in der That ganz

¹⁾ Es sei an den Monstreprocess im Jahre 1876 und an die Thatsache erinnert, dass die Reisenden am Niederrhein zum Karneval nach Crefeld zu kommen suchen.

gern und ihr eheliches Verhältniss ist in Folge dessen ein ganz glückliches. In den ersten Jahren wird fröhlich gelebt, in den späteren kommt mit den kleinen Kindern die Sorge und das Elend, in den letzten Jahren sind jene erwachsen und können mit erwerben, das Einkommen einer Familie steigt unter Umständen auf 1800—2400 Mark und ein Eigenthum kann erspart werden. In der Stadt, wo die Frau früher in einem Hülfgewerbe thätig war, versteht sie oft nicht hauszuhalten; von einer rationellen Ernährung weiss sie gar nichts. Auf dem Lande ist es in vieler Hinsicht besser: die Verführung geringer, die Sitten ehrbarer, das Weib bleibt stets ein Glied des Hauswesens, von welchem es in der Stadt losgelöst ist und daher seinen natürlichen Boden verliert. —

Das ist es, was ich über die Lage der Arbeiter in Erfahrung gebracht habe.

Wie das Meer nie stille steht, mit der Fluth ewig weiter rollt, bald vor-, bald zurückgeht, so bleibt auch die wirthschaftliche Lage der Weber niemals auf gleichem Niveau und in ihrem endlosen Hin- und Herschwanken ist es Eines und nur Eines, wovon sie bestimmt wird. Die Thaten guter Fabrikanten bringen Wohlthaten nur an Einzelnen hervor, der Fleiss rechtschaffener Meister erleichtert die Noth ihrer Familien, alle diese Handlungen kommen nur in den beschränktesten Kreisen zur Geltung, werden aufgehoben durch den Einfluss grösserer Kräfte und haben auf die Masse keine Wirkung (Buckle). Endgültig wird die Lage der Kaufleute und Weber bestimmt durch die Konjunktur, unberechenbar in ihrem Entstehen, unabsehbar in ihrem Verlaufe, die Signatur des heutigen Wirthschaftslebens, — sie wirkt entscheidend. Ob die Weber ein leichtsinniges Völkchen, ob sie gut essen und trinken, tanzen und singen, ob sie Excesse verüben oder friedlich leben, ob sie gesund sind oder krank, ob sie den Bourgeois oder Socialdemokraten spielen, — alles das hängt von der Konjunktur ab. Das Lebensschifflein des Webers wird bald hoch emporgeschleudert auf den Wellenhauptern einer stürmischen Konjunktur, bald tief in das Chaos und in die Verzweiflung gezogen; selten schwellt auf ruhiger See ein stetiger Wind seine Segel.

Wie Naturprocesse sind die Konjunkturen bisher verlaufen, mit elementarer Gewalt die widerstandslosen Menschen mit sich fortreissend. Zum Theil wird das ewig so bleiben, soweit übermächtige menschliche und Naturereignisse sie beeinflussen; zum andern Theile vermag aber die geschärfte Beobachtung sie vorauszusehen und der bewusste Wille der Betheiligten Schranken aufzurichten, an denen die aufgeregten Wogen sich brechen.
